

Begleitmaterial zur Ausstellung

Bewegung –

Migration in Aachen seit 1945

der Volkshochschule Aachen

Erstellt im Rahmen der

Comenius-Schulpartnerschaft

Hier Ausländer, dort Deutschländer – Migrantenschicksale



Programm für
lebenslanges
Lernen



Inhalt

Vorwort	Seite 4
Eifeler Zeitung vom 12.09.2012	Seite 6
Interview mit Zekeriya Tekin	Seite 7
Interview mit Yasemin Güler	Seite 28

Vorwort

Die Ausstellung „Bewegung – Migration in Aachen seit 1945“ der Volkshochschule Aachen war von Oktober 2011 bis Februar 2012 zunächst in den Räumen der Nadelfabrik in Aachen zu besichtigen. Seither ist sie als Wanderausstellung in interessierten Schulen der StädteRegion Aachen zu sehen – so auch vier Wochen am Berufskolleg Simmerath/Stolberg.

Sie richtet sich an Schülerinnen und Schüler ab der Jahrgangsstufe 7 und an interessierte Erwachsene und besteht aus drei Hauptelementen: einer historischen Zeitleiste zur Vermittlung der Migration in Aachen, einer differenzierten Betrachtung der Migrationsgeschichte mit 15 Schlaglichtern und den spannenden und aufschlussreichen Lebensgeschichten von Migranten.

Die Lebensgeschichten von Migranten, in unserem Fall von Menschen mit türkischem Migrationshintergrund, sind auch Thema einer Comenius-Schulpartnerschaft, die das Berufskolleg Simmerath/Stolberg zusammen mit dem Bornova Anadolu Lisesi in Izmir, einem staatlichen türkischen Gymnasium mit sprachlichem Schwerpunkt, in den Schuljahren 2012/2013 und 2013/2014 realisiert. "Hier Ausländer, dort Deutschländer – Migranten-schicksale" lautet der Titel des Projekts.

In Aachen interviewen wir dabei Menschen mit türkischem Migrationshintergrund, die sich dazu entschlossen haben, auch in Zukunft in Deutschland zu bleiben. In den Interviews sollen ihre Erfahrungen im Zusammenleben von Menschen mit unterschiedlicher Kultur und Religion, mit anderen Traditionen und Familienstrukturen, mit anderer Sprache und anderen Erziehungsidealen angesprochen werden.

In Izmir werden Personen befragt, die sich nach jahre- oder jahrzehntelangem Aufenthalt in Deutschland dazu entschlossen haben, in

die Türkei zurückzukehren. Hier sollen die Befragungen eingehen auf ihre Erfahrungen mit der Re-Integration in der Türkei als "Almançı", "Deuschländer".

Aufgrund der inhaltlichen Überschneidungen von Ausstellung und Comenius-Schulpartnerschaft lag es nahe, zum einen die Ausstellung in die schulische Projektarbeit zu integrieren, zum anderen aber auch die Ergebnisse der Projektarbeit den Besuchern der Ausstellung und interessierten Schulen zur Verfügung zu stellen.

Von daher möchten wir Ihnen in diesem kleinen Reader die ersten in Aachen fertiggestellten Interviews vorstellen. Die Namen unserer Interviewpartner wurden auf deren Wunsch hin geändert.

Das Projekt wird in den Schuljahren 2012/2013 und 2013/2014 finanziell unterstützt durch das europäische Programm für lebenslanges Lernen.

Wir weisen darauf hin, dass die alleinige inhaltliche Verantwortung bei der Redaktion des Projekts liegt und dass in keiner Weise die Meinung der Europäischen Kommission wiedergegeben wird.

Bernd Rombach
Berufskolleg Simmerath/Stolberg

Eifeler Zeitung vom 12.9.2012

Partner in der Türkei

Simmerath. Die Partnerschaft des Berufskollegs Simmerath-Stolberg mit der türkischen Partnerschule Bornova Anadolu Lisesi in Izmir wird weiter vertieft. Zum dritten Mal ist jetzt ein Antrag für ein gemeinsames EU-Projekt genehmigt worden.

Bis zum 31. Juli 2014 werden sich Schüler und Lehrer beider Schulen mit dem Projektthema „Hier Ausländer, dort Deutschländer - Migrantenschicksale“ beschäftigen. In Form von Interviews wollen die Projektbeteiligten versuchen, Motive, Bedingungen und Auswirkungen der Migration bzw. Remigration türkischstämmiger Migranten zu ergründen.

Ein erster sichtbarer Ausdruck der Aktivitäten ist die Ausstellung „Bewegung - Migration in Aachen seit 1945“, die die Volkshochschule Aachen in Zusammenarbeit mit der RWTH Aachen und dem Projekt „SUN-Quartier mit Zukunft“ entwickelt hat.

Die Ausstellung wird in Simmerath noch bis zum 14. September gezeigt. Danach ist sie vom 14. bis zum 28. September in Stolberg zu sehen.

Das Projekt wird finanziell unterstützt durch das europäische Programm für lebenslanges Lernen.

Für das Frühjahr 2013 ist ein Besuch der Partnerschule in der Türkei geplant. Der Gegenbesuch soll dann im Sommer 2013 erfolgen. (ag)



Die Ausstellung zum Thema Migration wird im Berufskolleg Simmerath noch bis zum 14. September gezeigt. Foto: Andreas Gabbert

01

Interview mit Zekeriya Tekin Aachen

Zekeriya Tekin, geboren 1965 in Mardin, im Südosten der Türkei, hat sich 1965 über die Deutsche Verbindungsstelle in Istanbul anwerben lassen von den Ford-Werken in Köln-Niehl und dort bis zum Beginn seiner Rente gearbeitet. Grund für den Schritt in die Fremde war neben der mangelnden beruflichen Perspektive als Gehilfe eines Elektrikers vor allem der Gedanke, in Deutschland schnell das Geld ansparen zu können, das der Vater seiner Auserwählten in Mardin als Brautpreis verlangte. Das Unterfangen scheiterte, weil der Vater das Mädchen einem anderen Bewerber gab. Auch das Ansinnen, in kurzer Zeit viel Geld für eine bessere Zukunft in der Türkei ansparen zu können, erwies sich schnell als utopisch. 1971 heiratete Herr Tekin seine Frau Sevgi, die sich 1967 ebenfalls hatte anwerben lassen und in München bei Siemens arbeitete. Die beiden beschlossen, zunächst weiter in Deutschland zu bleiben und in Köln zusammenzuziehen. Grund für das Bleiben waren die instabile politische Situation in der Türkei nach dem Militärputsch 1971 sowie die ökonomischen Probleme am Bosphorus mit hoher Arbeitslosigkeit und Inflation. Mit der Geburt ihrer vier Kinder trat der Gedanke an eine Rückkehr immer mehr in den Hintergrund. Schule, Ausbildung und Studium der Kinder waren jetzt wichtiger. Mit der Geburt der Enkelkinder wurde der Gedanke an eine Rückkehr in die Türkei endgültig ad acta gelegt. Bei seinen regelmäßigen Besuchen in der Heimat hat Herr Tekin festgestellt, dass die ‚Deutschländer‘ auf Vorbehalte in der alten Heimat stoßen, weil sie sich entfremdet haben. Er äußert Verständnis dafür, dass viele junge deutschtürkische Akademiker ihre berufliche Zukunft in der wirtschaftlich boomenden Türkei suchen, solange sie in Deutschland mehrere Jahre auf den Berufseinstieg warten müssen. Herr Tekin lebt mit seiner Frau mittlerweile als Rentner in Aachen Burtscheid und fühlt sich hier Zuhause. Er möchte auf dem islamischen Friedhof in Aachen begraben werden.

Würden Sie sich bitte kurz vorstellen.

Mein Name ist Zekeriya Tekin. Zekeriya ist die türkische Form für den Namen Zacharias, den ihr vielleicht aus der Bibel kennt. So nennt mich aber eigentlich niemand, alle rufen mich nur Zeki, was mir ganz gut gefällt, denn ‚zeki‘ bedeutet ‚schlau‘, ‚scharfsinnig‘. Das türkische Z in Zeki oder Zekeriya müsst ihr wie ein deutsches S sprechen.

Ich bin 68 Jahre alt und seit einigen Jahren Rentner. Ich bin verheiratet, wir haben vier Kinder und drei Enkelkinder. Geboren bin ich 1945 in Mardin, im Südosten der Türkei, nicht weit von der syrischen Grenze entfernt, wo neben Türken auch sehr viele Araber und Kurden leben.

Können Sie sich an Ihr Leben in Mardin noch erinnern?

Ja, das erscheint noch sehr lebendig vor meinem inneren Auge. Mardin erhebt sich 500 Meter über einer Ebene. Von unten meint man, die Häuser wären an die Spitze eines Berges geklebt. Oben auf dem Berg thront eine Festung, sie heißt ‚Adlernest‘. Von Mardin aus kann man bei guter Sicht die ganze Ebene überblicken, kilometerweit bis nach Syrien.

Es gab damals wie heute viele Moscheen und Kirchen in der Stadt - und in der Umgebung einige Klöster der syrisch-orthodoxen Kirche. Auch die existieren heute noch, aber es gibt im Vergleich zu früher nicht mehr besonders viele syrisch-orthodoxe Christen in der Gegend.

Ich hatte viele arabische Freunde in unserem Viertel. Da sie immer arabisch untereinander sprachen, beherrschte ich die Sprache schließlich auch ganz gut. Unsere Lieblingsbeschäftigung war es, Drachen zu basteln und steigen zu lassen.

Mein Vater hatte auf dem Dach unseres kleinen Hauses einen Taubenschlag und wir haben den Tauben oft bei ihren Flügen und Kunststücken zugesehen. Wir saßen dann immer auf dem Dach, hoch über den staubigen Straßen. Mein Vater ließ die Tauben zweimal täglich in den Himmel steigen. Es gab auch oft Taubenkriege. Wenn ein Schwarm in der Luft war, ließ mein Vater seine Tauben los und sie sollten sich unter den gegnerischen Schwarm mischen und versuchen, aus dem gegnerischen Schwarm einige Tauben in den heimischen Schlag zu entführen. Wenn es klappte, wurden die fremden

Tauben gegen ein Lösegeld dem Besitzer zurückgegeben. Manchmal mussten wir aber auch unsere eigenen Tauben freikaufen.

Für seine Taubenzucht hat mein Vater viel Geld ausgegeben, die schönsten hat er sogar mit Schmuck behängt und das gab manchmal Ärger mit meiner Mutter, denn das Geld fehlte dann im Haushalt. Jedenfalls behauptete sie das immer, wir waren arm, aber ich kann mich nicht erinnern, dass wir deshalb einmal Hunger gelitten hätten. Ihr gefiel dieses Hobby nicht und auch nicht die Leidenschaft, mit der die Männer ihm nachgingen. Sie befürchtete wohl, dass die Sache auch einmal im Streit und blutig enden könnte.

Wovon lebte Ihre Familie damals?

Mein Vater war Friseur und hatte einen kleinen Laden, in dem die Männer sich rasieren und die Haare schneiden lassen konnten. Nach der Schule musste ich oder einer meiner Brüder ihm zur Hand gehen, ausfegen, Handtücher zum Trocknen aufhängen, die Messer und Scheren schleifen, kleine Besorgungen machen. Der Laden brachte so viel ein, dass wir über die Runden kamen, sogar wenn unsere schönsten Tauben freigekauft werden mussten. Meine Mutter war Hausfrau. Ihre Eltern hatten sie nicht zur Schule gehen lassen, deshalb konnte sie nicht lesen und schreiben. Mein Vater hatte da eine andere Einstellung, er hat sehr darauf geachtet, dass nicht nur wir drei Brüder regelmäßig in die Schule gingen, sondern auch meine Schwester.

Nachdem ich die Grundschule abgeschlossen hatte, bin ich zur Mittelschule gegangen. Danach habe ich als Gehilfe in einer kleinen Werkstatt eines Elektrikers gearbeitet. Er reparierte alles, was noch irgendwie zu gebrauchen war bis hin zu Mopeds, Motorrädern und Autos. In diesem Bereich war aber oft nichts zu tun, denn es gab damals in Mardin nicht so viele Mopeds und Autos. Deshalb verdiente ich auch kaum Geld, aber es war immer noch besser als gar nichts zu tun.

Waren die schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse in Mardin der Grund dafür, Ihr Glück in der Fremde zu suchen?

Ja, eigentlich schon. In den Teestuben und in vielen Familien war das ein Thema damals. Armut und Arbeitslosigkeit waren in der Region ein großes Problem. Es wurde viel Propaganda dafür gemacht, nach Deutschland zu gehen. Und diejenigen, die schon da waren und zu Besuch zu ihren Familien nach Mardin kamen, hatten viele Geschenke dabei und erzählten die erstaunlichsten Dinge - und die Geschichten über Deutschland gefielen mir. Erst später, als ich bei Ford in Köln war, habe ich festgestellt, dass vieles von dem, was die ersten Türken, die nach Deutschland gingen, über die Verhältnisse in Deutschland erzählt hatten, nicht stimmte. Viele verschuldeten sich sogar für die Geschenke, die sie in die Türkei mitnahmen oder um sich einen alten Mercedes oder Ford Transit zu kaufen, um in der Türkei damit anzugeben.

Ich muss aber zugeben, dass ich es dann später auch nicht besser gemacht habe: Ich habe viel von den angenehmen Seiten in Deutschland geschwärmt und von den Schwierigkeiten nichts erzählt, die Familie sollte sich ja keine Sorgen machen.

Meine wirkliche Motivation, mich anwerben zu lassen war, aber eine andere und das klingt für euch heute sicher etwas sonderbar. Als ich 20 Jahre alt war, wollte ich heiraten, aber da wir den Brautpreis nicht aufbringen konnten, wollte der Vater der Auserwählten seine Tochter einem anderen Mann zur Frau geben. Ich hoffte, in Deutschland in einem Jahr das Geld ansparen zu können, um dann zu heiraten. Und ich hoffte, dass der Vater meiner Auserwählten solange warten würde mit der Verheiratung seiner Tochter. Das hat dann nicht geklappt, der Vater hielt seine 18-jährige Tochter wohl schon für so alt, dass er nicht mehr länger warten wollte, und nachdem ich drei Monate in Deutschland war, hat sie einen anderen geheiratet. Ich war verzweifelt, enttäuscht und wütend und habe einige Wochen lang mit mir gerungen, ob ich nach Mardin zurückkehren sollte. Auch weil mir das Leben in Deutschland damals unheimlich anstrengend vorkam. Aber dann habe ich mir gedacht, dass ich durchhalten muss, was würden sonst die Familie und die Freunde in Mardin sagen; und dass ich, wenn ich nun schon einmal hier wäre, so viel zusammensparen könnte, dass ich die Grundlage für eine bessere berufliche Zukunft in der Türkei hätte.

Wissen Sie noch, wie das Anwerbeverfahren ablief?

Man musste sich zunächst bei einer türkischen Stelle, der ‚Anstalt für die Vermittlung von Arbeit und Arbeitskräften‘, melden und für Deutschland registrieren lassen. Dort benötigte man alle möglichen Papiere, Belege und Zeugnisse. Dann gab es damals in Istanbul eine Deutsche Verbindungsstelle, eine Zweigstelle des deutschen Arbeitsamtes, über die die Anwerbung nach Deutschland lief. Sie hatten auch noch eine Außenstelle in Ankara. Da wir aber Verwandte in Istanbul hatten, im Stadtteil Tophane, wo sich auch die Deutsche Verbindungsstelle befand, wollte ich gerne dorthin. Irgendwann teilte man mir dann in einem Brief einen Termin mit, an dem ich dort erscheinen sollte. Bewerber, die nicht lesen und schreiben konnten oder die mehr als vier Kinder unter 18 Jahren hatten oder sich strafbar gemacht hatten, wurden sofort abgelehnt. Wir mussten einen Abschnitt aus einer Tageszeitung vorlesen, unser Gesundheitszustand wurde untersucht und auch unsere beruflichen Qualifikationen geprüft. Ich kann mich noch daran erinnern, dass es dort sehr voll und sehr eng war, die Luft war stickig und es kam sogar zu einer handgreiflichen Auseinandersetzung, weil eine Frau belästigt worden war.

Die Gesundheitsprüfungen waren streng, manche Bewerber, die eine Operationsnarbe hatten, wurden aussortiert. Bei den beruflichen Kenntnissen war es nicht so problematisch, bei mangelnder beruflicher Eignung konnte man sich als Hilfsarbeiter auf die Warteliste setzen lassen. Manchmal wurden von den aufnehmenden deutschen Firmen auch mehrwöchige Kurse durchgeführt, in denen man auf die Arbeit in der deutschen Firma vorbereitet wurde. Meine spätere Frau hat 1967 an einem dreiwöchigen Kurs der Firma Siemens in Istanbul teilgenommen. Voraussetzung war der Grundschulabschluss. Der Kurs war für Frauen zwischen 18 und 25 Jahren und die Frauen sollten auf ihre Tätigkeit in der Münchener Niederlassung von Siemens vorbereitet werden.

Wir fuhren zunächst vom Bahnhof Sirkeçi in Istanbul mit dem Zug nach München. Die Reise bis München Hauptbahnhof sollte 50 Stunden dauern, aber es hat sehr viel länger gedauert und die Toiletten waren schon am

ersten Tag verstopft. Ich habe im ganzen Zug mit keinem Türken gesprochen, der ausreichende Deutschkenntnisse hatte. In München wurden wir dann verteilt. Ich musste weiter nach Köln. Ich wurde dem Betrieb der Ford-Werke AG in Köln-Niehl zugeteilt, wo ich am Fließband arbeiten musste. Vielleicht haben sie mich deshalb dorthin geschickt, weil ich meine Gehilfentätigkeit in Mardin angegeben hatte.

In Köln kam unser Zug mitten in der Nacht an. Unsere Namen wurden aufgerufen und wir wurden dann in die Wohnheime gefahren, die Ford für die türkischen Arbeiter angemietet hatte. Es waren sehr alte Gebäude mit zwei Etagenbetten in den Zimmern, im Winter haben wir dort immer gefroren. An die Kälte in Deutschland konnten wir uns nur schwer gewöhnen.

Wie haben Sie sich denn in Ihrer neuen Lebensumgebung zurechtgefunden?

Am Anfang war es schwierig. Das größte Problem waren die Verständigungsschwierigkeiten. Beim Einkaufen habe ich auf die Ware gezeigt und beim Bezahlen immer den größten Schein gezückt und gehofft, dass es reicht, oder beim Bäcker der Verkäuferin die Geldbörse gegeben, damit sie sich den Betrag rausnehmen kann. Es gab ja noch keine türkischen Läden.

Wurst und Fleisch habe ich am Anfang nie gekauft, weil ich nicht verstehen konnte, ob Schweinefleisch verwendet wurde. Als wir mit dem Zug aus Istanbul in München angekommen waren, wurden wir dort vor der Weiterfahrt nach Köln in einem unterirdischen Bunker gepflegt und es gab Würstchen, aber die meisten von uns trauten dem Braten nicht und haben sie nicht angerührt - aus Angst Schweinefleisch zu verzehren. Bei Ford hatte ich sogar Arbeitskollegen, die nicht nur Schweinefleisch, sondern auch Lamm- und Rindfleisch mieden, weil das Fleisch in Deutschland nicht ‚halal‘ war, so wie es im Islam vorgeschrieben ist. Halal-Schlachten bedeutet, dass die Tiere ohne Betäubung getötet werden und dann vollständig ausbluten, denn der Verzehr von Blut ist im Islam verboten.

Wir kannten damals auch die unterschiedlichen Verhaltensweisen und Umgangsformen der Deutschen und die Regeln und Normen der deutschen Gesellschaft noch nicht. Wir wussten nicht, was schicklich war und was man besser nicht machen sollte. Hier galten andere Moralvorstellungen als bei uns in Südostanatolien.

Zum Beispiel war es schwierig zu verstehen, wie man sich hier Frauen gegenüber verhält. Männer und Frauen hatten einen viel offeneren und ungezwungeneren Umgang miteinander als in der Türkei. Die Frauen kleideten und benahmen sich anders als bei uns und hier schien vieles erlaubt, was bei uns als Schande, unehrenhaft oder respektlos gegolten hätte. Das führte manchmal zu ungebührlichem und wenig distanziertem Verhalten von uns türkischen Männern, weil wir dachten, dass das hier so üblich wäre. Wir mussten erst lernen, wo die Grenzen im Umgang mit dem anderen Geschlecht sind und welche Tabus auch hier existieren.

In der Türkei haben wir uns – nur unter Männern – geschämt, im Hamam (Dampfbad) nur ein Handtuch um die Hüften geschlungen zu haben, hier gingen Männer und Frauen zusammen in die Sauna – nackt. Die Männer duschten hier nach der Arbeit auch nackt vor aller Augen, das kannten wir nicht aus der Türkei.

In Mardin versteckte ich immer meine Zigaretten, wenn Ältere kamen, vor meinen Eltern hätte ich nie geraucht, hier pafften die Jungen ganz ungeniert vor älteren Leuten und tranken sogar Alkohol dabei.

Wie waren denn damals die Arbeitsbedingungen?

Für mich war das in den ersten Wochen furchtbar. In der kleinen Werkstatt in Mardin war oft Leerlauf und nichts zu tun. In Köln lief das Band ohne Pause einfach immer weiter und weiter. Das war eine riesige Umstellung für mich. Und die vielen tausend Arbeiter ..., in Mardin waren wir nur zu zweit. Man durfte hier keinen Fehler machen, das Band lief ja weiter zum nächsten Kollegen und der konnte nur arbeiten, wenn ich meine Arbeit ordentlich gemacht hatte. Schwer oder kompliziert war die Arbeit nicht, es waren immer die gleichen Handgriffe, aber es war sehr anstrengend und eintönig. Mit der Zeit habe ich mich daran gewöhnt und alles ging schneller von der

Hand. Einmal waren einige deutsche Kollegen sogar sauer auf uns, weil wir zu schnell arbeiteten. Sie hatten Angst, dass der Meister das Band schneller laufen lassen könnte oder weniger Arbeiter ans Band stellen würde, wenn er mitbekäme, wie schnell wir arbeiteten. Wir Türken arbeiteten in der Regel schneller als die Deutschen. Vielleicht lag das an den strengen Aufenthaltsregelungen, wir konnten uns nichts erlauben, denn wir hatten Angst, durch Beschwerden oder Aufbegehren unsere Ausweisung zu riskieren.

Als sehr anstrengend empfand ich auch den Schichtdienst. Die Frühschicht begann um 6 Uhr, so dass wir um 4 Uhr aufstehen mussten, dann wurden wir mit dem Bus zur Arbeit nach Köln-Niehl gefahren. Die Kollegen auf den Zimmern waren oft in unterschiedlichen Schichten eingeteilt und haben sich dann gegenseitig den Schlaf geraubt, weil es unmöglich war, immer leise zu sein.

Einmal gab es einen großen Streik, 1973 war das. 300 Arbeiter aus der Türkei sollten entlassen werden, weil sie bereits zum wiederholten Mal verspätet und ohne Krankschreibung aus den Werksferien an ihre Arbeitsplätze zurückgekehrt waren. Daraufhin legten einige Tausend Arbeiterinnen und Arbeiter die Arbeit nieder, die meisten waren Arbeiter aus der Türkei. In den Zeitungen wurde der Streik deshalb ‚Türken-Streik‘ genannt. Er hat dem Ansehen von uns Türken in der Öffentlichkeit sehr geschadet. Im Zusammenhang mit dem Streik gab es auch zum ersten Mal Forderungen nach besseren Arbeitsbedingungen - wie zum Beispiel einer Reduzierung der Fließbandgeschwindigkeit - und nach Gleichstellung mit den deutschen Arbeitern. Die Forderungen blieben unerfüllt, es gab lediglich einen kleinen Teuerungsausgleich und es wurden schließlich doch hunderte von Leuten entlassen.

Hatten Sie viel Kontakt zu deutschen Kollegen, sind Freundschaften zu Ihnen entstanden?

Wir lebten ja im Wohnheim und da waren wir weitgehend unter uns. Auch am Arbeitsplatz in den Hallen von Ford war man von türkischen Landsleuten umgeben. Ihr müsst euch vorstellen, dass dort zeitweise rund

12.000 Türken arbeiteten. Und am Fließband standen fast nur Türken, da waren höchstens 10% Deutsche. Der Kontakt zu den deutschen Kollegen war wegen der sprachlichen Probleme schon sehr begrenzt. Ich hatte nicht das Gefühl, von den Deutschen abgelehnt zu werden, weil ich anderer Herkunft und Religion war. Der Islam war damals nicht mit so vielen negativen Bezügen beladen wie heute. Ich glaube, die meisten Deutschen wussten nur sehr wenig über den Islam und er kam ihnen eher exotisch vor. Ein Kollege erzählte mir kurz nach meiner Ankunft in Köln, dass er mit anderen muslimischen Arbeitern das Ende des Fastenmonats Ramazan sogar im Kölner Dom hatte feiern dürfen. Es war einfach so, dass die fehlende gemeinsame Sprache zwischen uns stand. Freundschaften entstanden fast nur zu anderen türkischen Kollegen. Manchmal wohnten die in einem anderen Wohnheim und man besuchte sich gegenseitig. Es gab ja in der Region Köln Anfang der siebziger Jahre insgesamt 30 Wohnheime für die Arbeiter aus der Türkei.

Oft trafen wir uns am Hauptbahnhof, wir kannten ja zunächst nichts anderes und hatten auch keine anderen Orte, wo wir hätten hingehen können. Manchmal schauten wir uns dann gemeinsam die großen Kaufhäuser an oder wir gingen zum Rheinufer hinunter und machten Spaziergänge. Dort habe ich dann irgendwann, da war ich schon einige Jahre in Köln, eine deutsche Frau, Renate, kennengelernt. Wegen ihr habe ich dann ernsthaft Deutsch gelernt, habe sogar einen Kurs besucht, den ich selbst bezahlt habe. Und durch sie bekam ich dann auch privaten Kontakt zu anderen Deutschen. Sie arbeitete in einer Gärtnerei. Wegen meines Schichtdienstes konnten wir uns nicht so oft sehen, aber es waren zwei schöne Jahre, die wir hatten. Sie hat mich dann schließlich wegen eines anderen Mannes verlassen. Das war die zweite große Enttäuschung in Sachen Liebe in meinem Leben.

Sie haben aber dann doch noch Ihre große Liebe gefunden ...

Ja, ich war zur Hochzeit eines Freundes in München eingeladen und habe dort meine spätere Frau Sevgi kennengelernt. Sie war 1967, also zwei Jahre nach mir, nach Deutschland gekommen. Sie arbeitete bei Siemens in

München im Akkord. In der Elektroindustrie nahmen die Betriebe gerne Frauen, weil sie kleine Hände haben und manuell geschickt sind. Da meine Frau in der Türkei das Gymnasium besucht hatte, hat man ihr bald eine etwas qualifiziertere Tätigkeit gegeben. Da sie auch einigermaßen gut Deutsch sprach, wurde sie manchmal als Dolmetscherin im Betrieb gebraucht. Als wir uns kennenlernten, war sie bereits aus dem Frauenwohnheim ausgezogen, obwohl die Wohnheime von Siemens einen guten Ruf hatten und für die damalige Zeit überdurchschnittlich gut ausgestattet waren. Sie hatte sich mit zwei anderen Frauen zusammen eine Wohnung in München gesucht. Dort habe ich sie dann später öfters besucht. Das wäre im Wohnheim schwierig gewesen, dorthin durften die Frauen zum Teil nicht einmal ihre Mütter mitnehmen, geschweige denn Männer.

Am Sonntagnachmittag musste ich dann in der Regel zurück Richtung Köln und Sevgi brachte mich zum Hauptbahnhof, wo wir ja beide auf Gleis 11 unseren ersten Kontakt mit Deutschland hatten. Auch in München trafen sich - wie in Köln - viele Türken am Hauptbahnhof. Wir hörten immer unsere Sprache. Die Leute standen dort zusammen, tauschten Neuigkeiten aus der Heimat aus und gaben Landsleuten, die zurückreisten, Geld für die Familie in der Türkei mit.

Sevgi hat dann ihren Vertrag bei Siemens noch erfüllt und 1971 haben wir geheiratet. Ihre Familie stammt aus Istanbul und zum Glück war die Familie mit unserer Verbindung einverstanden. Auch ein Brautpreis war in dieser Familie kein Thema. Wir sind dann in Köln zusammengezogen. Es hat etwas gedauert, bis wir eine Wohnung gefunden haben. Durch die Vermittlung eines Landsmannes hat es schließlich in Köln-Ehrenfeld geklappt.

Es suchten damals viele Türken eine eigene Wohnung. Die Heime und Unterkünfte der Betriebe waren auf Dauer nur schwer zu ertragen, und es gab nur sehr wenige Menschen, die dort bleiben wollten. Besonders für Familien waren dort inakzeptable Bedingungen und man konnte ja mittlerweile auch seine Familie aus der Türkei nachziehen lassen. Das hat die Entvölkerung der betrieblichen Unterkünfte natürlich noch beschleunigt. Wir lebten in Ehrenfeld in einer Straße, in der schon etliche andere Türken

wohnten. Mit der Zeit hat sich Ehrenfeld ja dann zu einem türkisch geprägten Viertel entwickelt.

Meine Frau hat in Köln schnell Arbeit gefunden im Textilbereich und dort bis zur Geburt unseres ersten Kindes gearbeitet. Auch später hat sie dort hin und wieder ausgeholfen und manchmal halbtags gearbeitet.

Hätten Ihre Eltern in der Türkei auch eine Deutsche als Ihre Ehepartnerin akzeptiert?

Meine Eltern waren damals sehr froh, als ich ihnen mit Sevgi eine von uns vorstellte. Sie waren stark geprägt von den überlieferten Traditionen und vorherrschenden Werten in der türkischen Gesellschaft und den Vorschriften des Islam.

Die Beziehung zu Renate hatte bei mir zu einer gewissen Distanz zu Vorstellungen geführt, wie zum Beispiel, dass eine ‚gâvur‘, eine Ungläubige, als Frau für einen guten Moslem nicht in Frage käme oder dass Sex vor der Ehe ein Tabu sei. Durch sie habe ich gelernt den sozialen Druck nicht so sehr an mich ranzulassen. Ich hatte meinen Eltern von Renate erzählt und da gab es dann Bemerkungen, das wäre Sünde, wir würden nicht zusammen passen, die Deutschen würden ganz anders denken, fühlen und handeln und es würde deshalb nicht gut gehen mit uns. Letztlich haben sie sogar Recht behalten damit.

Mit Sevgi verbanden sie nun auch die Hoffnung, dass wir vielleicht in die Türkei zurückkehren würden, ich war ja 1971 bereits seit sechs Jahren in Deutschland. Aber dazu ist es nicht gekommen.

War der Gedanke in die Heimat zurückzukehren nie ein Thema für Sie?

Während des Anwerbeverfahrens und in den ersten Jahren in Köln war für mich immer klar, so schnell wie möglich in die Heimat zurückzukehren. Ich bin nicht mit dem Gedanken nach Deutschland gekommen zu bleiben.

In den ersten Jahren nach dem Anwerbeabkommen bekamen die Arbeitsmigranten aus der Türkei sowieso nur Arbeitsverträge für zwei Jahre. Das änderte sich erst 1964, also ein Jahr, bevor ich mich habe anwerben lassen. Diese Änderung erfolgte wohl vor allem auf Druck der deutschen

Betriebe, denn sie wollten ihre angelernten, erfahrenen und eingewöhnten Arbeitskräfte behalten und nicht ständig neue anlernen und ausbilden.

Für mich bestand also die Möglichkeit, länger zu bleiben, und weil die Vorstellung, in kurzer Zeit viel Geld anhäufen zu können, sich schon nach kurzer Zeit als wenig realistisch erwiesen hatte, bin ich geblieben. Mehrmals im Jahr schickte ich Geld an die Familie in Mardin und auch der Lebensunterhalt in Köln kostete Geld und so war es eben nicht so, dass ich in den Jahren, die ich mittlerweile bei Ford arbeitete, genug Geld hätte ansparen können, um in der Türkei ein Leben ohne Probleme führen zu können. Hinzu kam dann noch die Beziehung zu Renate, die mich auch an Deutschland band.

Als meine Eltern nach der Hochzeit dann der Hoffnung Ausdruck verliehen, mit Sevgi in die Türkei zurückzukehren, sind wir schon ins Grübeln gekommen, haben uns dann aber entschieden noch einige Jahre in Deutschland zu bleiben und in Köln zusammenzuziehen.

Außer der Sehnsucht nach der Heimat und der Familie sprach damals nicht viel für eine Rückkehr. Es hatte 1971 kurz vor unserer Hochzeit einen Militärputsch in der Türkei gegeben, der Generalstab hatte in Form eines Memorandums die Regierung zum Rücktritt gezwungen und das Kriegsrecht wurde in 11 Provinzen verhängt. Es gab auch Tote, tausende von politischen Gefangenen, Folter und Verbote von Zeitungen, Zeitschriften und Büchern. In ein solches politisches und gesellschaftliches Klima zurückzukehren war nicht sehr verlockend. Auch die wirtschaftlichen Probleme der Türkei waren groß, die Arbeitslosigkeit weiterhin hoch und die Inflationsrate noch höher. In Deutschland hatte ich mich an die Arbeit gewöhnt, mich eingelebt und türkische Freunde und deutsche Bekannte. Es gab keine familiäre Kontrolle und der soziale Druck war viel niedriger als in der Türkei. Auch für Sevgi hatten wir in Köln schon eine Arbeit gefunden, wir sprachen beide mittlerweile ganz passabel Deutsch, also sind wir zunächst einmal geblieben. Unsere Lebensverhältnisse waren bescheiden, aber wir waren zufrieden und glücklich.

Später waren die Kinder da. Wenn Gedanken an eine Rückkehr aufkamen, hieß es dann: Ja, wenn die Kinder mit der Schule fertig sind, wenn sie die

Ausbildung beendet haben, wenn das Studium abgeschlossen ist. Wir wurden älter und häufiger krank und uns waren die türkischen Krankenhäuser nicht gut genug. Später kamen die Enkelkinder, von denen man sich nicht trennen wollte, die Rente stand an und so gab es immer einen guten Grund zu bleiben. Vielleicht haben wir diese guten Gründe auch immer gerne vorgeschoben, um uns mit dem Thema Rückkehr nicht wirklich auseinandersetzen zu müssen und es wieder weiter in die Zukunft schieben zu können. Wirklich ernsthaft haben wir uns seit der Entscheidung, nach der Hochzeit in Deutschland zu bleiben, die eine bewusste Entscheidung war, wohl nicht mehr mit diesem Thema beschäftigt. Und seit wir die Enkelkinder heranwachsen sehen, stellen wir uns die Frage sowieso nicht mehr. Ja, und so ist dann aus einem befristeten Arbeitsvertrag mehr als ein halbes Leben geworden.

Jetzt fällt mir ein, es gab noch einmal einen Punkt, an dem wir wirklich überlegt haben, in die Türkei zurückzukehren, das war Anfang der neunziger Jahre. Nach dem Fall der Berliner Mauer 1989 und der deutschen Wiedervereinigung stieg die Arbeitslosigkeit und Unzufriedenheit in der Bevölkerung. Und es kam zu einer Welle rechtsradikaler Gewalttaten gegen Ausländer. Es gab Brandanschläge und Morde in Solingen und Mölln, vielleicht habt ihr davon schon einmal gehört. Damals fühlten wir uns nicht wohl hier. Es dauerte auch einige Zeit, bis sich das wieder änderte, obwohl es von deutscher Seite auch viel Zuspruch gab.

Haben Sie während der vielen Jahre in Deutschland regelmäßig Kontakt in die Türkei gehalten?

Ja, wir haben den Kontakt in die Heimat nie verloren. Wir sind regelmäßig zu Besuchen in die Türkei gefahren, später dann geflogen. Solange meine Eltern lebten, bin ich immer nach Mardin gefahren, meine Geschwister sind ja im Laufe der Jahre alle aus Mardin weggezogen, nach Istanbul, Bursa und Mersin. Nach dem Tod meines Vaters hat meine Schwester meine Mutter bis zu deren Tod zu sich genommen nach Bursa. Wenn wir heute in die Türkei fliegen, besuchen wir immer Sevgis Familie, die wie mein jüngster Bruder in Istanbul lebt. Meistens fahren wir dann von dort aus auch nach Bursa zu

meiner Schwester. Diese Besuche sind sicher Ausdruck unserer Sehnsucht nach der Familie, der Heimat, aber wenn wir längere Zeit in der Türkei sind, sehnen wir uns auch nach Deutschland, den Kindern und unseren drei Enkelkindern.

Sie benutzen nach fast 50 Jahren in Deutschland das Wort Heimat immer noch im Zusammenhang mit der Türkei ...

Ja, dort sind meine Wurzeln, dort bin ich aufgewachsen, dort waren viele Jahre lang meine Eltern. Und Türkisch ist die Sprache, in der ich mich ausdrücken kann, ohne groß überlegen zu müssen, und in der ich mich wohl fühle. Wenn ich in der Türkei bin und dort Menschen treffe, ist der Umgang mit ihnen vertrauter. Ich weiß, wie ich sprechen muss, wie ich mich benehmen muss, kenne das Verhalten und die Rollen, die man von mir erwartet, und weiß auch, wie mein Gegenüber reagiert. Deshalb kommt das Wort Heimat im Zusammenhang mit der Türkei automatisch und ganz selbstverständlich über meine Lippen.

Aber im Laufe der Jahre ist auch Deutschland zu unserer Heimat geworden. Heimat ist der Ort, an dem man sich wohl fühlt, wo man soziale Kontakte aufgebaut hat, wo man Freunde hat und wo die Familie ist. Und das ist jetzt hier in Deutschland. Deutschland ist jetzt nicht mehr ‚gurbet‘, die Fremde, wie wir im Türkischen sagen, sondern unser Zuhause. Ja, unser Zuhause ist jetzt hier in Aachen.

Unser ältester Sohn hat hier Maschinenbau studiert und hat hier auch eine gute Arbeit gefunden. Er ist mit einer Aachenerin verheiratet. Sie wohnen mit ihren beiden Kindern in der Etage über uns. Er rief uns an, als die Wohnung unter ihm frei wurde. Ich war damals schon Rentner. Wir haben uns die Wohnung angeschaut, sie hat uns gefallen und seitdem leben wir hier. Ich bekomme zwar nicht so viel Rente und wir müssen hier mehr Miete zahlen als in Köln, aber wir kommen mit dem Geld aus und im Notfall würde unser Sohn uns unter die Arme greifen. Und jetzt sind wir immer bei unseren Enkelkindern.

Sie leben hier in Aachen in Burtscheid, einem Viertel, in dem vergleichsweise wenige Landsleute von Ihnen wohnen, anders als etwa im Ostviertel oder in Ihrem früheren Umfeld in Köln-Ehrenfeld. Wie denken Sie darüber, dass sich die türkischen Zuwanderer in den Städten oft in bestimmten Vierteln ansiedeln?

In den Jahren, als die türkischen Arbeitsmigranten ihre Familien nach Deutschland holten und vermehrt begannen, sich privaten Wohnraum zu suchen, weil die betrieblichen Wohnheime für Familien nicht zumutbar waren, haben die meisten es sicher als Erleichterung empfunden, in der Nähe von Landsleuten zu wohnen, im Umfeld von Menschen, mit denen man sich ohne Umstände verständigen konnte. Die Mehrheit der Menschen aus der Türkei konnte doch auch nach mehreren Jahren in Deutschland nur ein paar Brocken Deutsch sprechen. Und wenn dann ein türkischer Obst- und Gemüsemarkt aufmachte, ein türkisches Teehaus dazu kam oder ein türkischer Bäcker, so erleichterte das unser Leben ungemein. Dadurch wurde uns ein Stück Heimat nahe gebracht. Dann kam der türkische Metzger, der türkische Supermarkt, der Imam wurde aus der Türkei eingeflogen und wir bekamen Räume, die wir als Moscheen nutzen konnten. Es gab türkische Reisebüros, in denen wir auf Türkisch unsere Flüge buchen konnten, türkische Fahrschulen eröffneten und ermöglichten es auch den Leuten mit wenig Deutschkenntnissen, den Führerschein zu machen. Wir haben das alles sehr begrüßt, es verringerte den Umstellungs- und Anpassungsstress, es machte unser Leben unkomplizierter, und wir atmeten den Duft der Heimat.

Aber man muss auch dazu sagen, dass das von türkischer Seite sicher nicht geplant war. Der Wohnraum, der für uns in Frage kam, musste billig sein. Wir wollten ja sparsam sein, um mit möglichst viel Geld in die Heimat zurückzukehren. Billigen Wohnraum gab es aber nur in wenig attraktiven Vierteln in oft heruntergekommenen Häusern, die für die einheimische Bevölkerung nicht mehr gut genug waren. Und je mehr Türken sich dort ansiedelten und je türkischer die Viertel wurden, umso weniger Deutsche wollten dort verbleiben. So hat sich das dann entwickelt.

Auch die Arbeitslosigkeit spielte eine Rolle, der wirtschaftliche Aufschwung flaute in den siebziger Jahren in Deutschland ab. Viele Türken wurden zum Beispiel aufgrund von Rationalisierungsmaßnahmen arbeitslos und manche machten sich deshalb selbstständig und siedelten sich mit ihrem Angebot da an, wo schon viele Türken lebten, und lockten dadurch dann möglicherweise wieder neue Türken an.

Aber sind türkisch geprägte Viertel in Deutschland aus heutiger Sicht nicht ein Integrationshindernis?

Ja, zurückblickend und mit dem Wissen, dass viele der Gastarbeiter von damals heute keine Gäste mehr sind, dass aus den Gastarbeitern Einwanderer geworden sind, muss man das so sehen. Türkisch geprägte Viertel verhindern ja Kontakte zu Deutschen, die Anbindung an die deutsche Gesellschaft, und sie lassen das Erlernen der deutschen Sprache als nicht so dringlich erscheinen. Vielleicht hätten die Kommunen da steuernd eingreifen müssen, aber die deutschen Behörden waren ja sicher genau wie wir der Meinung, dass sich das Problem mit der Zeit erledigen würde, da Gäste sich normalerweise ja auch irgendwann wieder verabschieden.

Da wir jetzt gerade beim Thema Integration sind, muss ich noch etwas loswerden: Ich ärgere mich immer maßlos, wenn ich populistische Politiker höre, die davon reden, dass die Türken oder die Muslime integrationsunwillig seien. Fast alle Türken, die ich hier in Deutschland kenne, sind gegenüber der deutschen Gesellschaft sehr offen und akzeptieren oder teilen die Werte und Verhaltensregeln der deutschen Gesellschaft und wollen sich integrieren. Diejenigen, die erfolglos sind, die keine Arbeit bekommen, bei denen besteht meiner Meinung nach vielleicht die Gefahr, dass sie sich ausgeschlossen fühlen von der Gesellschaft. Ihnen steht dann der Rückzug in die türkische Welt, in die türkische Sprache oder die Religion als Weg, Akzeptanz und Anerkennung zu erfahren, offen. Denen muss geholfen werden. Aber diese pauschale Verurteilung Türke/Muslim = integrationsunfähig ist völlig unzutreffend.

Welche Rolle spielt denn in Ihrem Leben Religion?

Ich bin sunnitischer Muslim, ich bin gläubig, aber nicht streng gläubig. Ich komme den religiösen Pflichten, die für mich praktikabel sind, nach, die übrigen erfülle ich nicht und habe auch kein besonders schlechtes Gewissen dabei. Eine Pilgerfahrt nach Mekka habe ich zum Beispiel nie unternommen, aber ich esse – zumindest bewusst – kein Schweinefleisch. Seit ich Rentner bin, faste ich im Fastenmonat Ramazan. Früher, als ich noch bei Ford arbeitete, habe ich das nicht getan. Am Ende des Fastenmonats spenden wir immer für Bedürftige. Wir haben auch schon einmal für den Bau einer Moschee gespendet. Das fünfmalige Gebet verrichte ich nicht, wenn es möglich ist, gehe ich freitags aber in die Moschee.

Tragen die Frauen in Ihrer Familie Kopftücher?

Sevgi und unsere Tochter tragen kein Kopftuch, eine unserer Schwiegertöchter trägt ein Kopftuch. Das muss meiner Meinung nach jede Frau für sich entscheiden, Eltern sollten da keinen Druck auf ihre Töchter ausüben. Ich sehe das Kopftuch jedenfalls nicht als Zeichen für die Unterdrückung der Frau oder als Zeichen, dass die Frau sich nicht integrieren will. Manche tragen es aus religiösen Gründen, die älteren Frauen oft auch aus Gewohnheit und Tradition.

In der Türkei ist das Tragen von Kopftüchern in staatlichen Behörden ja verboten. Auch Schülerinnen und Studentinnen sind von dieser Regelung betroffen. Einige Frauen umgehen das Verbot durch Tragen einer Perücke. Das Kopftuchverbot wird auch mit polizeilichen Maßnahmen durchgesetzt, so wird Studentinnen mit Kopftuch das Betreten von Universitäten verboten, was in der Vergangenheit oft Thema hitziger Debatten war. Viele wohlhabende Frauen aus streng religiösen Familien studieren deshalb in Westeuropa oder in den USA, wo es eine solche Einschränkung nicht gibt.

Unsere Nachbarn in Köln haben ihre Mädchen schon sehr früh ein Kopftuch tragen lassen, weil sie der Meinung waren, sie so besser vor äußeren Einflüssen zu schützen, zum Beispiel vor einer frühen Partnerschaft oder Sexualität. Ich glaube aber nicht, dass ein Kopftuch das verhindern kann. Wir haben unsere Tochter nie ermuntert, ein Kopftuch zu tragen. Wir haben sie auch immer am Schwimmenunterricht oder an Klassenfahrten teilnehmen

lassen. Wir wollten sie an allen Aktivitäten der Schule teilnehmen lassen. Wir haben ihr vertraut und hatten deshalb keine Befürchtungen, sie würde zum Beispiel Alkohol oder Drogen zu sich nehmen.

Sie haben angedeutet, für wie wichtig Sie das Erlernen der deutschen Sprache halten. In welcher Sprache unterhalten Sie sich in der Familie?

Ja, ich bin der Meinung, wenn man hier leben will, muss man auch die Sprache beherrschen, ansonsten ist man nicht in der Lage, am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen. Ich bin da heute noch meiner damaligen deutschen Freundin Renate dankbar. Sie hat mir dafür die Augen geöffnet und sie hat mich dazu gebracht, gut Deutsch zu lernen, obwohl damals überhaupt nicht davon auszugehen war, dass ich so lange in Deutschland bleiben würde.

Sevgi und ich sprechen miteinander nur Türkisch, außer wenn wir Deutsche zu Besuch haben. Wir lesen auch eine türkische Tageszeitung und haben türkisches Fernsehen. Wir sehen uns aber auch deutsche Sendungen an.

Mit den Kindern haben wir zunächst nur Türkisch gesprochen, weil ja die Vorstellung, irgendwann in die Türkei zurückzukehren, immer noch irgendwo im Hinterkopf vorhanden war. Die Kinder hatten aber auch deutsche Freunde und durch die Schule ist es dann zum Glück so gekommen, dass sie heute Deutsch wie die Deutschen sprechen. Es kam bei jedem Kind irgendwann der Punkt, ab dem sie uns immer häufiger auf Deutsch geantwortet haben und mit der Zeit hat es sich ergeben, dass wir mit ihnen auch Deutsch redeten. Ihr Deutsch ist heute besser als ihr Türkisch.

Unser ältester Sohn ist - wie gesagt - mit einer Deutschen verheiratet und sie reden in ihrer Familie nur Deutsch. Die drei anderen Kinder haben türkische Ehepartner, sie reden mit ihren Kindern meistens auch Deutsch, wollen eigentlich aber, dass sie auch Türkisch lernen.

Ich finde es gut, wenn die Kinder und Enkel beide Sprachen gut beherrschen und sich in beiden Kulturen zuhause fühlen, dann können Sie sich von jeder Seite das für sie Passende, das für sie Beste aussuchen. Das ist doch eine große Bereicherung, wenn man in zwei Sprachen zuhause ist, wenn die

Kinder und Enkel sich bei unseren Besuchen in der Türkei genauso so problemlos verständigen können wie hier.

Haben Sie bei Ihren Besuchen in der Türkei feststellen können, dass man sich Ihnen als Almancı gegenüber anders verhält als den einheimischen Türken gegenüber?

Wir sind ja seit vielen Jahren immer zu Besuch in Istanbul. Das ist eine pulsierende, riesige Stadt. Die Menschen sind offen und tolerant und den Umgang mit Menschen aus aller Welt gewöhnt. Dort habe ich noch nie Vorbehalte gespürt.

Im privaten Umfeld und in der Nachbarschaft wird sich aber für jeden Einkauf interessiert, den man macht. Dort schauen sie einem über die Schulter. In kleineren Orten empfinde ich manchmal, dass die Leute mich wie einen reichen Touristen ansehen, der ausgenommen werden kann.

Das Wort Almancı hat in der Türkei auch einen eindeutig negativen Beigeschmack. Vielleicht hängt das damit zusammen, dass viele der Angeworbenen keine hohe Schulbildung hatten, als Ungelernte nach Deutschland gingen, oft aus den rückständigsten Ecken der Türkei kamen und dann bei ihren Besuchen in der Heimat oder nach der Rückkehr in die Türkei den ‚großen Mann‘ markierten. Vielleicht hat es aber auch ein wenig damit zu tun, dass derjenige, der sich hat anwerben lassen, den Daheimgebliebenen mit seinem Mut und seiner Energie immer ihre Ängste und Grenzen und die verpassten Möglichkeiten aufgezeigt hat.

Als es, ich denke das war Ende der 80er Jahre, für bestimmte Gruppen unter den Arbeitsmigranten Prämien für eine endgültige Rückkehr in die Türkei gab, hat die Türkei sich darauf eingelassen, den Kindern dieser Rückkehrer die Tore ihrer Sprach-Gymnasien zu öffnen. Die einheimischen Kinder mussten für diese Schulen eine anspruchsvolle Aufnahmeprüfung bestehen, die Kinder der Migranten wurden ohne diese Prüfung aufgenommen, eine kleinere oder manchmal größere Spende reichte. Da saßen dann plötzlich die besten einheimischen Kinder neben den Kindern der Rückkehrer aus Deutschland, die zwar auch manchmal von einem deutschen Gymnasium kamen, in alle Regel aber von der Hauptschule. Und

die Leistungen der Rückkehrerkinder am türkischen Gymnasium und oft auch ihr Verhalten, das ja auch von den Normen und Regeln in Deutschland geprägt war, haben nicht dazu beigetragen, den Ruf der Almançı zu verbessern. Die Menschen in der Türkei empfinden es vielleicht so, dass die Rückkehrer lange unter anderen gelebt haben und selbst zu anderen Menschen geworden sind, die sich entfremdet haben.

Können Sie nachvollziehen, dass heute vor allem viele junge und gut ausgebildete Türkischstämmige den Schritt in die Türkei wagen?

Die türkische Wirtschaft wächst seit Jahren und Deutschland ist der größte Handelspartner, da gibt es viele Möglichkeiten für Leute, die eine gute Ausbildung haben und beide Sprachen beherrschen. Diese Leute haben ja oft die Fähigkeit, in beiden Kulturen, Gesellschaften und Arbeitswelten gut klar zu kommen.

In Deutschland arbeitet man ja in der Regel planvoll, man denkt die Dinge im Detail durch, plant weit im Voraus. Wenn es Probleme gibt, spricht man sie direkt an, sucht nach praktischen Lösungen, hakt sie ab und wendet sich dem nächsten Punkt zu. In der Türkei sind Konzepte und Planungen oft eher oberflächlich, es wird um den heißen Brei herumgeredet, die notwendigen Arbeiten werden hinausgeschoben und auf den letzten Drücker erledigt. Wer damit klar kommt, hat sicher gute Möglichkeiten in der Türkei. Und solange man als deutsch-türkischer Akademiker hier in Deutschland in der Regel zwei bis drei Jahre für den Einstieg in den Beruf braucht, ist die Türkei doch eine Chance.

Für unseren ältesten Sohn wäre das auch eine Alternative gewesen, wenn er - nach dreizehn Jahren Schule und nach einem anspruchsvollen Studium an der RWTH Aachen - hier nichts bekommen hätte. Und ich hätte nichts dagegen gesagt, wenn er es in der Türkei versucht hätte.

Herr Tekin, unsere letzte Frage: Sie blicken nun auf 48 Jahre in Deutschland zurück. Bereuen Sie Ihre Entscheidung aus dem Jahr 1965, sich anwerben haben zu lassen?

Nein! Es war in den ersten Monaten und Jahren sicher nicht leicht, hier klar zu kommen. Es gab auch Momente und Situationen, in denen ich mich gefragt habe, ob diese Entscheidung richtig war, und in denen ich am liebsten zurückgegangen wäre, wir haben sie ja schon angesprochen. Aber insgesamt bin ich sehr zufrieden, diesen Schritt getan zu haben. Wir hatten und haben unser Auskommen. Ich konnte die Familie in der Heimat unterstützen, aus den Kindern ist etwas geworden und die Enkelkinder werden hoffentlich auch ihren Weg gehen. Wer weiß, was in Mardin aus mir geworden wäre. Es war eine Chance damals, das Leben zum Besseren zu verändern, und es war eine rationale Entscheidung, diese Chance wahrzunehmen – so wie es nach unserer Hochzeit eine rationale Entscheidung war, in Deutschland zu bleiben. Jetzt bin ich hier und bleibe hier, sogar über den Tod hinaus. Ich möchte, wenn es soweit ist, nicht - wie die meisten Türken aus Deutschland - in der Türkei begraben werden, sondern hier. In Mardin ist niemand mehr aus unserer Familie, dort ist nur noch das Grab meines Vaters. In Istanbul, das unser erster Anlaufpunkt bei unseren Besuchen in der Türkei ist, habe ich nie gelebt, warum sollte ich mich dort begraben lassen. Also habe ich beschlossen, hier auf dem islamischen Friedhof Hüls in Aachen zu bleiben, in der Nähe meiner Lieben.

Herr Tekin, vielen Dank für dieses Gespräch.

02

Interview mit Yasemin Güler Aachen

Yasemin Güler wurde 1946 in Giresun an der türkischen Schwarzmeerküste geboren. Nach dem Tod des Vaters hat sie ihren Lehrerberuf aufgegeben und sich 1967 nach Deutschland vermitteln lassen, um ihre Mutter und ihre drei Schwestern finanziell unterstützen zu können, aber auch um Neues und Unbekanntes im Ausland zu erleben. Sie wollte ursprünglich nach zwei Jahren Arbeit bei Telefunken in Berlin in die Türkei zurückkehren und den Lehrerberuf wieder aufnehmen. Sie lernte jedoch in dieser Zeit ihren zukünftigen Mann Hakan kennen, der ebenfalls als Arbeitsmigrant bei Philips in Aachen tätig war und aufgrund wirtschaftlicher Zwänge und der schwierigen ökonomischen Situation in der Türkei unbedingt noch länger in Aachen bleiben wollte, so dass das Paar nach der Hochzeit in Aachen zusammenzog. Frau Güler fand Arbeit in der Schokoladenfabrik Monheim, in der sie zunächst bis zur Geburt ihres ersten Sohnes tätig war und auch später wieder, als ihre drei Kinder groß genug waren, um sich selbst versorgen zu können. Die Entscheidung, in Deutschland zu bleiben, war zunächst keine bewusste, als wichtigsten Grund für ihr Bleiben nennt Frau Güler ihre Kinder. Bei Besuchen in der alten Heimat kommt sie sich manchmal fremd vor, weil sie bemerkt, dass sie bestimmte Verhaltensweisen und Angewohnheiten der Menschen in der Türkei anders sieht und bewertet als früher, nämlich auf der Grundlage von Normen und Werten, die sie sich im Laufe der Jahre in Deutschland unbewusst angeeignet hat. Den Begriff *Almanca* sieht sie als Ausdruck und Synonym dieses Fremdseins in der alten Heimat. Familie Güler fühlt sich gut integriert und hat in Aachen eine neue Heimat gefunden, sie hat deutsche Freunde, alle Familienmitglieder sprechen die deutsche Sprache und die Kinder haben eine abgeschlossene Berufsausbildung.

Würden Sie sich bitte kurz vorstellen und uns sagen, wo Ihre Wurzeln in der Türkei liegen?

Ich heiße Yasemin Güler, bin 1946 geboren und 67 Jahre alt. Geboren und aufgewachsen bin ich in Giresun, einer kleinen Stadt am Schwarzen Meer im Nordosten der Türkei. Die Stadt ist um eine kleine hügelige Halbinsel erbaut, die Ausläufer des Kaçkar-Gebirges reichen dort bis zur Küste, so gibt es viele enge und steile Straßen.

Die Provinz Giresun ist in der Türkei besonders für ihre Haselnüsse und Walnüsse bekannt. Als Kinder durften wir immer mit zur Haselnuss-Ernte, das war Mitte August in den Sommerferien. Vor allem wegen des Anbaus um Giresun herum ist die Türkei Weltmarktführer bei Haselnüssen. Mein Vater arbeitete bei Fiskobirlik, einer Haselnuss-Kooperative, die bereits 1936 gegründet worden ist. Fiskobirlik ist heute eine der größten Haselnussfabriken der Türkei. Sie verkauft neben frischen Haselnüssen auch Nuss-Nougat-Cremes, Haselnussöle und Fındık ezmesi, das ist Haselnussmus. Später, bei meinen Besuchen in der Türkei, habe ich das immer kofferweise eingepackt und mit nach Deutschland geschleppt.

Meine Mutter war Hausfrau und kümmerte sich um die Kinder.

Die Eltern lebten mit uns, vier Töchtern, in einem kleinen Haus am Meer. Mein Vater hatte ein Ruderboot, mit dem er regelmäßig zum Fischen ruderte. Dann gab es bei uns immer frischen Fisch zum Abendessen.

Er hat uns alle vier zur Schule geschickt, da er wollte, dass aus uns was wird. Er hätte gerne auch einen Sohn gehabt, aber das Schicksal hat es nicht gewollt. Ich war die älteste. Da mir der Unterrichtsstoff nicht schwer fiel, durfte ich auch die Mittelschule besuchen. Ich wollte damals gerne das Gymnasium in Giresun besuchen und anschließend Architektur studieren. Aber meine Eltern meinten, dass das wohl nicht gehen würde, das sei zu viel für sie, sie könnten sich das finanziell nicht leisten. Mein Vater war damals schon schwer krank und meine Eltern mussten das letzte Geld für seine Behandlung ausgeben. Man musste alles selbst bezahlen, es gab ja damals noch kein öffentliches Gesundheitssystem in der Türkei.

Der Direktor der Mittelschule hat mich dann davon überzeugt, Lehrerin zu werden und mir geholfen auf einer staatlichen Lehrerschule

unterzukommen. Ich wohnte im Internat, dort war alles kostenlos. Die Lehrerschule war eine Mischung aus Gymnasium und Universität, die Ausbildung dauerte drei Jahre, es war sehr anspruchsvoll und intensiv. Meine erste Stelle hatte ich dann in der Kreisstadt Şarkışla in der Provinz Sivas im östlichen Zentralanatolien. Das Unterrichten machte mir großen Spaß, mittlerweile mochte ich den Beruf, zu dem ich erst überredet werden musste, sehr.

Aber während meiner ersten Sommerferien starb dann mein Vater. Eigentlich war der Tod für ihn eine Erlösung, denn er litt große Schmerzen. Wir haben sehr um ihn getrauert und dieses Ereignis sollte meinen weiteren Lebensweg sehr verändern.

Hängt damit Ihr Entschluss, nach Deutschland zu gehen, zusammen?

Ja, wir hatten damals große Sorgen mit unseren finanziellen Mitteln nicht auf Dauer unseren Lebensunterhalt bestreiten zu können. Ich verdiente nicht viel als Lehrerin. Eine meiner Schwestern lernte Schneiderin, sie verdiente nur ein Taschengeld, und die beiden jüngsten Schwestern besuchten noch die Mittelschule. Natürlich boten die Verwandten ihre Unterstützung an, aber weder für meine Mutter noch für mich kam das als Lösung in Frage. So habe ich mich schweren Herzens entschlossen, mich als Arbeiterin für Deutschland registrieren zu lassen.

Darüber wurde in vielen türkischen Familien in den 60er Jahren gesprochen, aus unserer Nachbarschaft in Giresun war auch schon jemand nach Deutschland gegangen. Allerdings waren es meist Männer, die diesen Weg gingen. Meine Mutter war zunächst auch strikt dagegen, dass ich als alleinstehende Frau, ohne Deutschkenntnisse und ohne Geld diesen Schritt in eine fremde Welt tun sollte. Sie wollte mit Näharbeiten und Stickereien die Haushaltskasse aufbessern. Aber ob das zum Leben reichen würde? Schließlich – nach vielen Gesprächen und Diskussionen - lenkte sie ein, sie wusste auch keine bessere Lösung. Wir hatten ja alle die Vorstellung, dass man dort in kurzer Zeit viel Geld verdienen könnte. Und der Plan war, zwei Jahre dort zu bleiben, bis dahin würden meine beiden jüngsten Schwestern die Schule beendet haben und zum Lebensunterhalt beitragen können.

Nachdem ich mich einmal zu diesem Schritt entschlossen hatte, merkte ich, wie in mir auch Lust auf das Neue und Unbekannte aufkam, und ich begann das Ganze als Gelegenheit zu betrachten, ohne großen finanziellen Aufwand einmal ins Ausland zu kommen, etwas zu erleben und etwas zu sehen von der Welt.

Wie verliefen das Anwerbeverfahren und die Reise nach Deutschland?

Ich musste - wie gesagt - zunächst beim türkischen Arbeitsamt die Registrierung für Deutschland beantragen und viele Dokumente zusammenstellen. Dort wurde schon eine Vorauswahl getroffen.

Dann wurde ich aufgefordert, zu einem bestimmten Termin in der Deutschen Verbindungsstelle in Istanbul zu erscheinen. Man testete die Lese- und Schreibfähigkeit sowie die beruflichen Qualitäten, vor allem aber wurde dort die Gesundheit der Bewerber untersucht. Sie haben uns geröntgt, schauten sich die Zähne an, untersuchten Blut und Urin, testeten, ob wir schwanger waren, und suchten nach Operationsnarben. Man wurde in Gruppen und leicht bekleidet in das Untersuchungszimmer gerufen, die Deutschen nahmen wenig Rücksicht auf unsere türkischen Moralvorstellungen und kulturellen Normen, sonst hätten sie uns diese demütigende Prozedur nicht zugemutet, es war unpersönlich und entwürdigend. Später habe ich von Bestechungspraktiken gehört, und dass vor der Verbindungsstelle ein reger Handel mit falschen, aber ‚garantiert gesunden‘ Blut- und Urinproben getrieben wurde. Ich war kerngesund und nicht schwanger und so durfte ich nach Deutschland. Wenn zwischen der Gesundheitsuntersuchung und der Abreise nach Deutschland mehr als vier Wochen lagen, musste der Schwangerschaftstest sogar wiederholt werden.

Wir mussten unsere zunächst auf ein Jahr befristeten Arbeitsverträge unterschreiben und bekamen Informationsbroschüren, die aber niemand verstand, weil wir uns unter Begriffen wie Brutto- und Nettolohn, Akkordarbeit oder Sozialversicherungsbeiträge nichts Konkretes vorstellen konnten.

Eine meiner Mitbewerberinnen, Aynur, hatte sich, da sie den Widerstand ihrer Eltern fürchtete, ohne deren Wissen anwerben lassen. Sie wollte die

Eltern dann von Deutschland aus informieren. Wir kamen beide zu Telefunken nach Berlin und sie wurde meine beste Freundin. Die Firmen der Elektroindustrie wie Siemens, DeTeWe oder Telefunken in Berlin suchten geschickte Hände, die Kleinteile montieren konnten, deshalb wurden in Berlin auch mehr Frauen angeworben als in den Zentren der Schwer- und Autoindustrie in Westdeutschland.

Die Reise ging mit dem Zug zunächst bis München. In unserem Zug waren sowohl Männer als auch Frauen, wir hatten aber getrennte Waggons. In den Kurven hatten die Männer Sichtkontakt auf unsere Wagen hinten und winkten uns zu. Manche der Frauen waren verheiratet und hatten Mann und Kinder zurückgelassen. Erst nachdem ich selbst Mutter wurde, habe ich begriffen, was das für ein Schmerz gewesen sein muss. So schwirrten in unserem Waggon Freude und Leid durcheinander. Es gab einige nette und lustige Gespräche, aber insgesamt war die Reise eine Tortur. Wir waren mit mehr als 50 Frauen in unserem Wagen, die Sitze hatten niedrige Rückenlehnen und wir konnten die Köpfe nicht anlehnen. Wenn ich wegdämmerte, knickte mir immer der Kopf weg. Wir waren fast drei Nächte und zwei Tage unterwegs.

In München war dann die Weiterleitungsstelle, zu der man einen Luftschutzbunker umgebaut hatte. Dort wurden wir gepflegt und irgendwann ging es mit dem Zug weiter nach Hannover und von dort flog ich mit Aynur und einigen anderen Frauen nach Berlin. Man scheute den Reiseweg durch die DDR, weil Visa erforderlich waren. Wir landeten in Tempelhof, eine türkische Frau empfing uns und brachte uns ins Telefunken-Frauenwohnheim in der Stresemannstraße in Kreuzberg.

Wie haben Sie sich dann in Ihrer neuen Lebensumgebung zurechtgefunden?

Das größte Problem war natürlich, dass ich nur ein paar Brocken Deutsch sprach. Die Zeitung Hürriyet hatte damals für Leute, die als Gastarbeiter nach Deutschland wollten, die wichtigsten Redewendungen abgedruckt, die hatte ich mir ausgeschnitten und gelernt. Aber das reichte natürlich nicht. Es war schwierig, etwas einzukaufen ohne die Sprache zu kennen. Ich habe

mich zum Teil mit Zeichen verständigt oder im Wörterbuch nachgeblättert, das ich mir in Istanbul besorgt hatte.

Unser Leben spielte sich in den ersten Wochen und Monaten ab zwischen Wohnheim, Bus, Fabrik und Supermarkt. Was sollten wir auch sonst groß machen.

Das Leben im Wohnheim erinnerte mich ein wenig an die Jahre im Internat der Lehrerschule, ich war daran gewöhnt, mit anderen ein Zimmer zu teilen, das machte mir weniger aus als manchen anderen Frauen. Wir schliefen zu viert in einem Zimmer, Männerbesuch war verboten und Freundinnen durften nur im Aufenthaltsraum empfangen werden. Durch die Unterbringung im Wohnheim lebten wir natürlich in gewisser Weise nur am Rande der deutschen Gesellschaft, hatten nur wenige Berührungspunkte und uns fehlten die Kontakte zur Umwelt. Das störte mich mit der Zeit zunehmend. Ich war neugierig auf dieses Land und wollte auch außerhalb der Arbeitswelt etwas vom Leben hier erfahren, aber es gab auch Frauen, die die Welt außerhalb der Unterkunft als außerordentlich fremd und bedrohlich wahrnahmen. Sie fühlten sich als meist junge, unerfahrene Mädchen ohne Sprachkenntnisse im Zusammenleben mit Altersgenossinnen gleicher Nationalität in den Wohnheimen - abgeschirmt von der Außenwelt - gut aufgehoben und geschützt.

Die Arbeit bei Telefunken war anstrengend, mit dem Wechsel in die Arbeitskleidung begann das Leben im Akkord und man musste die ganze Zeit hochkonzentriert sein. Wir Frauen montierten Radiolampen. Die dünnen Drähte der Lampen mussten gebogen werden. Das Problem dabei war, dass sie ohne Lupe nur schwer zu sehen waren, deshalb hatten wir auf dem rechten Auge alle eine Lupe. Ich hatte vom ständigen konzentriert mit einem Auge durch die Lupe Schauen damals sehr oft Kopfschmerzen. Später bin ich dann in eine andere Abteilung gekommen. Mit einer feuerfesten Brille vor den Augen und Schweißerhandschuhen an den Händen musste ich Bildröhren in Fernsehgeräte löten, auch das war sehr monoton. Die einzige Abwechslung hatten wir, wenn eine Bildröhre kaputt ging, dann wurde die Maschine gestoppt und das Glas wurde aufgekehrt.

Hatten Sie über die Arbeit hinaus Kontakt zu deutschen Kollegen, sind Freundschaften zu ihnen entstanden?

Wegen der mangelnden Sprachkenntnisse war der Kontakt sehr oberflächlich. Wir hatten aber eine junge deutsche Kollegin, sie hatte immer gute Laune und lachte sehr viel. Irgendwann setzte sie sich in der Pause zu uns, nachdem wir uns eine Zeit lang immer nur freundlich zugelächelt und uns begrüßt hatten. Sie wollte unbedingt Türkisch lernen. Aynur und ich haben uns dann zweimal in der Woche mit ihr getroffen und wir haben versucht, ihr ein wenig Türkisch beizubringen und sie hat versucht uns Deutsch näherzubringen. Durch sie erweiterte sich mit der Zeit unser Umfeld, sie hat uns bei allem geholfen. Sie ging mit uns in Cafés, zum Einkaufen, spazieren und zeigte uns die schönen Seiten von Berlin. Sie ist sogar einmal mit uns nach Ost-Berlin gefahren.

Meistens war ich mit Aynur zusammen. Wir hatten uns auf der Deutschen Verbindungsstelle in Istanbul kennengelernt und auf der langen Reise nach Berlin angefreundet, wir haben uns gut verstanden und viel zusammen unternommen. Aynur war verheiratet. Allerdings war es eigentlich ihr Mann, der nach Deutschland gehen sollte. Er rechnete sich gute Chancen auf eine Anwerbung aus, denn er war als gelernter Schweißer arbeitslos und so hätte seine Ausreise keinen Nachteil für die türkische Industrie dargestellt. Er kam aus Varto, im Osten der Türkei, und war Kurde. Dort hatte es 1966 ein schweres Erdbeben mit mehr als 2500 Toten gegeben und wer durch Naturkatastrophen geschädigt worden war, wurde bevorzugt nach Deutschland entsandt. Aber er hat dann in Istanbul die Gesundheitsuntersuchung nicht bestanden. Er hatte Probleme mit dem Hören, deshalb haben sie ihn nicht genommen.

Danach hat sich Aynur registrieren und anwerben lassen. Auch bei ihr gab es endlose Diskussionen mit ihrem Mann. Aber die wirtschaftlichen Zwänge wogen auch in ihrem Fall schwerer als alle Bedenken. Sie brauchte neben allen anderen Unterlagen auch noch eine notariell beglaubigte Bescheinigung, aus der hervorging, dass ihr Ehemann seine Zustimmung zu ihrer Ausreise ins Ausland gab. Er gab sie ihr, aber ihre Beziehung hat sehr gelitten.

Das war ja auch sicher nicht einfach für die Männer, ihre Frauen alleine in die Fremde ziehen zu lassen.

Nein, die in der Türkei verbliebenen Männer waren ihrer Frauen oft nicht sicher, denn sie hatten sie nicht unter Kontrolle und waren eifersüchtig. Die Frauen arbeiteten und waren wirtschaftlich unabhängig, es gab oft weniger soziale Kontrolle als in der Türkei. Manche entwickelten ein neues Selbstbewusstsein, weil sie sich in der völlig unterschiedlichen Gesellschaft in Deutschland einigermaßen zurecht fanden und es schafften, ihre Familie in der Türkei zu unterstützen. Das führte immer wieder zu Problemen. Aynur spielte oft mit dem Gedanken an Trennung, die Eifersuchtsszenen und Drohungen ihres Mannes setzten ihr zu.

Als sie ihn dann später nachholen konnte nach Deutschland, erhoffte sie sich einen Neuanfang, aber nach kurzer Zeit war die Beziehung völlig zerrüttet. Ihr Mann fand sich in der deutschen Gesellschaft nicht zurecht. Er sprach kein Deutsch, konnte keine Arbeit finden und hatte das Gefühl zu nichts nütze zu sein. Und er war eifersüchtig, weil er sah, dass Aynur ein größeres Umfeld hatte, in dem sie sich mit großem Selbstbewusstsein bewegte. Er war zwar nach türkischem Recht noch das Familienoberhaupt und hatte das Sagen, aber hier zählten jetzt Aynurs Erfahrungen und ihr Wort, und das führte zu Problemen. Sie haben sich dann später scheiden lassen.

Mit Aynur bin ich nach wie vor befreundet, ab und zu besuchen wir uns. Sie lebt immer noch in Berlin Kreuzberg und bekommt eine kleine Rente. Nach dem Fall der Mauer, als die Subventionen, die die Bundesregierung jahrzehntelang an in Berlin investierende westdeutsche Unternehmen zahlte, wegfielen und ein Unternehmen nach dem anderen seine Niederlassung in Berlin schloss, verlor sie wie viele andere ihren Job und war lange arbeitslos.

Ihr Plan war es, zwei Jahre in Deutschland zu bleiben und dann zurückzu-kehren. Dann sind Sie aber doch länger geblieben. Wie ist es dazu gekommen?

Ja, das war wirklich nicht geplant. Und um das zu erklären, muss ich etwas ausholen. Nach meinem ersten Jahr in Berlin habe ich meinen Vertrag verlängert und anschließend im Sommerurlaub 1968 meine Mutter und Geschwister in Giresun besucht. Dort habe ich dann einen jungen Mann kennengelernt, der bereits seit 1963 in Deutschland beschäftigt war.

Er arbeitete in Aachen bei Philips. Philips hatte in Aachen Rothe Erde ein Werk zur Produktion von Leuchtmitteln und verfügte über eine eigene Glashütte namens Granus. Diese Glashütte wurde dann auf die Produktion von Fernsehglas umgestellt und damit wurde die auf dem gleichen Gelände errichtete Bildröhrenfabrik beliefert.

Hakan hatte dort im Laufe der Jahre in verschiedenen Bereichen gearbeitet und war wie ich auf Heimaturlaub. Wir haben unsere Erfahrungen ausgetauscht, hatten uns viel zu erzählen und ich habe gespürt, dass es knisterte zwischen uns. Während des nächsten Jahres hielten wir engen Kontakt, er hat mich dann auch in Berlin besucht und wir beschlossen schließlich zu heiraten.

Die Frage war nun, wo wir leben wollten: in Berlin oder Aachen oder sollten wir zurück nach Giresun oder in einen anderen Ort in der Türkei. Für mich wäre eine Rückkehr in die Türkei denkbar gewesen, ich konnte mir gut vorstellen wieder als Lehrerin zu arbeiten, egal wo in der Türkei. Für Hakan stellte sich die Situation aber anders dar, die Arbeitslosigkeit in der Türkei war hoch und es war wenig wahrscheinlich, eine gute Arbeit zu finden. Außerdem unterstützte auch er noch seine Familie in Bolu. Deshalb wollte er vorläufig unbedingt noch in Aachen bleiben, die Arbeit dort machte ihm nicht direkt Spaß, aber sie war erträglich und einträglich. So bin ich dann nach Aachen gegangen.

Haben Sie in Aachen auch wieder gearbeitet?

Ja. Da Hakan schon einige Jahre in Deutschland lebte, hatte er Kontakt zu Landsleuten, die in anderen Betrieben in Aachen beschäftigt waren. Darüber ergab sich die Möglichkeit in der Schokoladenfabrik Leonhard Monheim, heute Ludwig Schokoladen, unterzukommen. Dort waren noch andere

türkische Frauen beschäftigt und auch sehr viele jugoslawische Arbeiterinnen.

In einer Schokoladenfabrik zu arbeiten war für mich etwas ganz Besonderes. Es war für mich mit besonderen Gefühlen verbunden, denn wir verarbeiteten natürlich auch Haselnüsse. Ich stellte mir immer vor, dass mein Vater, wenn er noch leben würde, sie vielleicht geerntet haben könnte. Die Haselnüsse stellten für mich eine Verbindung in die Heimat, nach Giresun und besonders zu meinem Vater dar.

Ich habe dort gearbeitet bis zur Geburt unseres ersten Kindes 1976. Als unser Jüngster dann zwölf war, habe ich wieder in der Schokoladenfabrik angefangen und bin bis zur Rente dort geblieben. Mein Mann musste die Arbeit ja schon früher aufgeben, er ist wegen seiner Rückenbeschwerden vorzeitig pensioniert worden.

Hakan hatte kurz vor der Hochzeit nach langem Suchen eine Wohnung in der Elsaßstraße für uns gefunden, die Zeit im Wohnheim war also vorbei. Darüber war ich auch ganz froh, auch wenn unsere Wohnung meiner Meinung nach von unterdurchschnittlicher Qualität und überdurchschnittlichem Preis war.

Aber auch die Lebensbedingungen in den Wohnheimen der Schokoladenfabrik sorgten zeitweise für viel Kritik. Ich erinnere mich noch daran, dass der Caritasverband der Schokoladenfabrik vorwarf, die Arbeiterinnen unwürdig unterzubringen und dass Arbeiterinnen, die ein Kind erwarteten, aus den Wohnheimen entweder ausziehen oder das Kind in eine Pflegestelle geben müssten. Die Firma wollte keine betriebseigene Kinderbetreuung anbieten und den unverheirateten Müttern auch nicht die Möglichkeit geben, mit ihren Kindern in den Wohnheimen zu leben.

Die Arbeit in der Schokoladenfabrik fiel mir nicht schwer, sie war angenehmer als bei Telefunken in Berlin. Eigentlich träumte ich heimlich aber immer noch davon, wieder als Lehrerin zu arbeiten. Als dann immer mehr türkische Arbeiter ihre Frauen und Kinder nach Deutschland holten, kam dieser Traum wieder an die Oberfläche und ich dachte mir, dass ich ihn vielleicht auch in Deutschland verwirklichen könnte. Ich begann mich für dieses Thema zu interessieren und besuchte erneut einen Deutschkurs hier.

Obwohl ich in Aachen schon kurz nach meiner Ankunft einen halbjährigen Deutschkurs absolviert hatte, waren meine Deutschkenntnisse immer noch nicht besonders gut.

Wie stellte sich denn damals die schulische Situation der Kinder der türkischen Arbeitsmigranten dar?

Bis 1966 bestand für minderjährige Migranten nicht einmal Schulpflicht in Nordrhein-Westfalen, sondern nur ein Schulbesuchsrecht. Auf das Gesetz von 1966 folgte zwei Jahre später ein Erlass über den ‚Unterricht von Kindern ausländischer Arbeitnehmer‘, in dem die Landesregierung die Kommunen verpflichtete, Grundschulklassen für die Kinder von Migranten einzurichten.

Übergangsklassen sollten den Übergang in die normalen deutschen Klassen erleichtern. Besuchten mindestens 15 Kinder einer Nationalität eine Schule, so musste eine Übergangsklasse eingerichtet werden. Sie sollte in einem oder - wenn nötig - in zwei Jahren die Kinder auf den Unterricht in der Regelklasse vorbereiten, indem besonders in Deutsch der Leistungsstand angeglichen werden sollte. Zugleich sollte über muttersprachlichen Unterricht die sogenannte ‚Rückkehrfähigkeit‘ der Migrantenkinder erhalten bleiben. Ich fand den muttersprachlichen Unterricht auch deshalb sehr wichtig, weil die Kinder hier Lesen und Schreiben auf Türkisch lernen konnten, ohne Angst vor einer Blamage. Anfang der 70er Jahre bestand der Unterricht meistens aus etwa 15 Stunden Fachunterricht in der Muttersprache und 10 Wochenstunden Deutsch.

1969 bestanden in Aachen eine griechische, eine spanische und eine italienische Übergangsklasse für die Kinder der drei größten Migrantengruppen. Übergangsklassen für türkische Kinder richtete die Stadt erst 1973, zu einem Zeitpunkt also, als türkische Arbeitsmigranten bereits die größte Einzelgruppe unter den Migranten bildeten, in der katholischen Grundschule Reumontstraße ein. Bis dahin besuchten die türkischen Kinder die deutsche Regelklasse. In der Gemeinschaftshauptschule Reumontstraße wurden dann auch Übergangsklassen für die älteren Kinder, die über den Familiennachzug nach Deutschland kamen, eingerichtet.

Der Besuch dieser Klassen war häufig mit Hindernissen verbunden, nicht alle Migrantenfamilien erreichte die Information über die Existenz von Übergangsklassen und der Schulweg war manchmal sehr weit. Denn wenn es eine Schule nicht auf die nötige Zahl von 15 Kindern einer Nationalität brachte, hatten die Eltern lediglich die Möglichkeit, ihr Kind unter Inkaufnahme eines erheblichen Anfahrtsweges auf eine Schule zu schicken, an der eine Übergangsklasse zustande kam. Und weil die Übergangsklassen, die dann zustande kamen, so auch die Kinder aus dem weiteren Umfeld anzogen, hatten sie nicht selten mit mehr als 30 Schülern keine ideale Klassengröße.

Der Deutschunterricht wurde von einem Deutschlehrer übernommen, der Fachunterricht in der türkischen Übergangsklasse in der Regel von einem muttersprachlichen Lehrer. So etwas konnte ich mir für mich auch vorstellen. Dazu hätte ich allerdings in die Türkei gemusst, eine schriftliche und mündliche Prüfung ablegen und an einem viermonatigen Seminar in Ankara teilnehmen müssen, denn das Lehrpersonal wurde grundsätzlich über die türkische Botschaften und die türkischen Konsulate auf der Basis bilateraler Abkommen vermittelt. Als die Entscheidung konkret anstand, war ich aber hochschwanger und mit den Kindern verschwand dann der Traum vom Lehrerberuf langsam wieder. Vielleicht hätte ich versuchen sollen, den Zugang über die deutsche Seite zu schaffen, aber zu Beginn schämte ich mich meiner mangelnden Sprachkenntnisse wegen und später hielten mich die Kinder davon ab.

Sie haben drei Kinder. Wie haben die sich im deutschen Erziehungssystem zurecht- gefunden?

Wir waren uns Mitte/Ende der 70er Jahre, als unsere drei Kinder zur Welt kamen, immer noch nicht im Klaren darüber, ob unsere Zukunft in Deutschland oder in der Türkei liegen würde. Es war aber schon so, dass es uns damals - anders als noch 10 Jahre zuvor - möglich erschien, noch für einen längeren Zeitraum, vielleicht sogar bis zur Rente oder sogar für immer, in Aachen zu bleiben.

Deshalb wollten wir unbedingt, dass die Kinder neben Türkisch gut Deutsch lernen sollten und haben alle drei in den Kindergarten geschickt, auch wenn das mit Kosten und organisatorischem Aufwand verbunden war. Ich hatte ja jetzt Zeit, nach der Geburt unseres ältesten Sohnes hatte ich bei Monheim gekündigt. Hakan war inzwischen aufgestiegen bei Philips und verdiente genug, so dass wir auch ohne meinen Verdienst einigermaßen auskamen. Wir sprachen zuhause nur Türkisch mit den Kindern, im Kindergarten sollten sie nun Deutsch lernen. Das klappte auch ganz gut, bis zum Beginn der Grundschule sprachen sie jedenfalls so gut, dass ihre durch das Elternhaus bedingten sprachlichen Defizite fast ausgeglichen waren. Das lag auch daran, dass sie durch den Kindergarten deutsche Spielkameraden fanden.

Die Kindergarten- und auch die Schulzeit der Kinder hat viel dazu beigetragen, dass wir auch deutsche Familien kennengelernt haben und durch diese Kontakte mehr Einblicke in die deutsche Gesellschaft bekommen haben.

Es fiel uns nicht schwer, auf die Deutschen zuzugehen und ihre Art der Lebensführung gutzuheißen, weil weder Hakan noch ich stark von den konservativ traditionellen Vorstellungen und Normen der türkischen Kultur geprägt sind. Wir kommen beide aus Elternhäusern, in denen ein relativ offener und toleranter Umgangston vorherrschte. Natürlich kennen wir die Werte und kulturellen Vorstellungen wie zum Beispiel das Denken in den Kategorien der Ehre, aber bei uns zuhause wurde eher praktisch damit umgegangen, wenn es nicht passte, dann hat man halt das gemacht, was passte. Ich glaube, für unsere Kinder war das eine große Erleichterung, dass diese traditionellen Vorstellungen für uns keine große Bedeutung haben. Sie konnten dadurch besser in der deutschen Umgebung klar kommen, weil sie nicht das Problem hatten, dass in der Familie andere Werte und Verhaltensweisen gelebt wurden als in der Öffentlichkeit. Das hat ihnen einen Kulturkonflikt erspart. Das Gefühl, zwischen zwei Kulturen zu stehen, stellt meiner Meinung nach eine starke Belastung für viele türkische Jugendliche in Deutschland dar.

Während der Grundschulzeit habe ich jeden Nachmittag mit den Kindern an den Hausaufgaben gesessen. Der ältere Sohn und unsere Tochter waren gute Schüler. Murat besuchte das Gymnasium und ist heute bei der Stadt Aachen angestellt. Er hatte auch schon attraktive Jobangebote aus der Türkei, doch er hat sie abgelehnt. Die Arbeit bei der Stadt Aachen macht ihm Spaß. Er fühlt sich hier wohl und sieht Aachen als seine Heimat an. Gülay machte eine Ausbildung zur Erzieherin und arbeitete lange in einem Kindergarten, bis zur Geburt ihres ersten Kindes. Unser jüngerer Sohn Sonay besuchte die Hauptschule und hat dann eine Ausbildung zum Berufskraftfahrer gemacht. Er erzählte manchmal von blöden, ausländerfeindlichen Sprüchen und es kam an der Schule auch zu körperlichen Übergriffen auf Migrantenkinder. Er war aber selbst nie davon betroffen, zumindest hat er das nie erzählt.

Sie wohnen seit 40 Jahren im Ostviertel, das einen besonders hohen türkischen Bevölkerungsanteil hat. Hat das Wohnen in einem türkisch geprägten Viertel Ihnen das Leben hier leichter gemacht?

In der Zeit, in der es noch ein Problem für mich war, Deutsch zu sprechen, war es natürlich eine Erleichterung, auf die türkisch spezifischen Angebote in türkischer Sprache zurückgreifen zu können. Heute, mit passablen Deutschkenntnissen, spielt es für mich eigentlich keine Rolle mehr. Wir sind so lange in diesem Viertel wohnen geblieben, weil Hakan es nicht weit zu Philips hatte, weil wir hier viele Kontakte hatten und weil auch Murat in der Nähe wohnt.

Grundsätzlich meine ich aber, dass türkische Wohnviertel sich heute eher negativ auswirken auf die Entstehung von Kontakten zur deutschen Gesellschaft und einer Integration nicht unbedingt dienlich sind. Es ist aber auch nicht so, dass man jetzt sagen kann, türkische Viertel würden eine Integration in die deutsche Gesellschaft verhindern. Es kommt immer auf den Einzelnen an und was er wirklich will. Ich denke zum Beispiel, dass wir, unsere Familie, bei allen Problemen, die es auch immer gibt, ganz gut integriert sind.

Das Ostviertel gilt ja als Problemviertel. Die Arbeitslosigkeit ist hoch, es gibt mehr Hartz IV-Empfänger als in jedem anderen Aachener Stadtteil. Wissen Sie, ob die Stadt Aachen hier besonders aktiv ist?

Ja, die Stadt ist da sehr engagiert. Im Jahr 1999 wurde der Stadtteil Aachen-Ost in das Bund-Land-Förderprogramm Soziale Stadt aufgenommen. In den folgenden Jahren wurden neben den städtebaulichen Maßnahmen viele Projekte insbesondere in den Bereichen Soziales, Kultur, Bildung und Freizeit gefördert. Mit der Einrichtung von zwei Stadtteilbüros wurden Anlaufstellen vor Ort geschaffen, von denen manche Projekte entwickelt und begleitet sowie die lokalen Einrichtungen vernetzt wurden.

Im Bereich Bildung und Kultur zum Beispiel reichte das Spektrum von Sprachkursen über Nachhilfe oder naturwissenschaftliche Experimentierlabore bis hin zu Film- und Theateraufführungen.

Mir haben die kulturellen Aktivitäten am besten gefallen. Besonders eindrucksvoll war das Projekt East End. Über einen Zeitraum von 15 Monaten begleiteten zwei Filmemacher Menschen in Aachen-Ost: Geschäftsleute, Geistliche, Gastwirte, Musiker, Pädagogen, Sozialarbeiter, Kinder, Jugendliche und Erwachsene – sie alle wurden nach ihrem Leben in den beiden Stadtvierteln Rothe Erde und Ostviertel befragt. Heraus kam der Film „East End – Menschen im Aachener Osten“, eine 30-minütige Dokumentation über das Leben im Osten der Stadt, die in ungeschminkter Form ein authentisches Bild von den Lebensbedingungen der Bewohner zeichnet. Die Menschen zeigten ihren Stolz auf ihr Viertel, das Heimat für sie bedeutet und gaben so ein wichtiges Signal in ihren Stadtteil hinein. Der Film zeigte, dass das Viertel nicht nur ein strukturschwaches Quartier mit besonderem Erneuerungsbedarf ist, sondern dass sich hinter den besonderen Problemen des Viertels wie der starken Zersiedelung durch das Nebeneinander von Wohn-, Gewerbe-, Industrie- und Verkehrsflächen, dem hohen Ausländeranteil in der Bevölkerung, einem niedrigen Bildungsniveau, hoher Arbeitslosigkeit und zunehmender Armut ein buntes Mosaik unterschiedlichster Menschen mit ihren Meinungen, Lebensauffassungen und Schicksalen verbirgt. Der Film gewann dann sogar einen Preis.

Ein anderes sehr öffentlichkeitswirksames Projekt ist das chaOSTheater der Offenen Tür Josefshaus, ein Jugendhaus, das vom Bistum unterhalten wird. Die Entstehungsgeschichte des chaOSTheaters hatte einen tragischen Anfang: den mysteriösen Tod eines Jungen aus dem Aachener Ostviertel im Juli 2003, der davon träumte, DJ zu werden, und sich die nötigen Utensilien illegal besorgte. Als seine Schwestern und seine Mutter ihn zusammengebrochen in der Wohnung fanden, sorgten sie für einen raschen Transport ins Uniklinikum. Er wurde in ein künstliches Koma versetzt, wachte aber nicht mehr auf. Man schloss Drogenmissbrauch nicht aus. Sein plötzlicher und nie restlos gekläarter Tod erschreckte die anderen Jugendlichen, machte sie betroffen. Um der Verunsicherung und Irritation unter den Jugendlichen des Viertels entgegenzuwirken und das Thema aufzuarbeiten, wurde die Idee entwickelt, seine Geschichte und seinen Tod aus dem Blickwinkel seiner drei Schwestern zu erzählen und mit Amateurschauspielern auf die Bühne zu bringen. Die drei Schwestern nahmen im Stück kein Blatt vor den Mund, erzählten von der Familie, von den nicht zu bewältigenden Schwierigkeiten mit dem strengen Vater, von fehlgeschlagenen Integrationsbemühungen und nachfolgenden Abgrenzungen gegenüber der deutschen Gesellschaft. Die Produktion mit dem Titel Abla („Schwester“) wurde die Geburtsstunde des chaOSTheaters. Ermutigt vom Erfolg führte die junge Theatergruppe in der Folge fast jedes Jahr ein neues Stück auf. Die Stücke waren nah dran an der Lebenswirklichkeit der Jugendlichen, thematisierten deren Ängste und Nöte, Gewalt und Kämpfe. Die Jugendlichen agierten nicht nur auf der Bühne, sondern organisierten und gestalteten von den Kulissen bis zu den Kostümen alles selbst. Dieses besondere theaterpädagogische Angebot bedeutete für Kinder und Jugendliche – die zum Teil in schwierigen familiären Verhältnissen leben – eine Möglichkeit, ihrem Leben eine positive Wendung zu geben, soziale Kontakte zu knüpfen und ihre Teamfähigkeit zu stärken. Mittlerweile hat sich das chaOSTheater als ein Stadtteiltheater etabliert, das über die Grenzen des Viertels hinaus Bekanntheit und Ansehen besitzt und auch nach Ende der Stadtteolförderung fortbesteht.

Wichtig war natürlich auch das Engagement der Stadt im Wirtschaftsbereich. Als 2004 und 2009 im Aachener Osten mehrere Fabriken schließen mussten und Werke ausgesiedelt wurden, stieg dort die Arbeitslosigkeit auf 20 Prozent an. Die Stadt Aachen reagierte darauf mit der Schaffung eines eigenen Projektteams ‚Wirtschaftsförderung Aachen-Ost‘. Die Mitarbeiter haben sich darum bemüht, weiteren Unternehmen das Verbleiben oder die Ansiedlung im Aachener Osten schmackhaft zu machen, beispielsweise durch Existenzgründungsberatung, die auch auf Türkisch möglich war, durch Unterstützung bei Behördengängen oder die Suche nach Gewerberäumen. Sie boten ihre Erfahrungen und Netzwerke an, zum Beispiel sind sie mit ATIAD, dem Verband Türkischer Unternehmer und Industrieller in Europa, eine Kooperation eingegangen.

Ein anderes Ziel war die Schaffung einer Perspektive für Jugendliche. Sie haben Jugendliche in Betriebe vermittelt, in Praktikums- und Ausbildungsplätze, oder interkulturelles Training angeboten.

Zurzeit bemüht sich die Stadt Aachen im Rahmen ihrer internationalen Aktivitäten um die Verwirklichung einer Ausbildungskooperation mit zwei türkischen Städten, Bursa und Istanbul/Sariyer.

Sehen Sie denn Aachen und das Ostviertel als Ihre Heimat an?

Ich bin in der Türkei, in Giresun geboren und aufgewachsen, und ich habe mich dort immer geborgen und wohl gefühlt. Dort leben immer noch zwei meiner Geschwister, und dort sind die Gräber meiner Eltern. Das war meine Heimat und wird auch immer meine Heimat bleiben, so wie Türkisch immer meine Muttersprache bleiben wird. In der ersten Zeit nach der Anwerbung nach Deutschland war dieses Gefühl besonders stark in mir. Ich fühle mich in Giresun heute immer noch sehr wohl, ich erinnere mich dort an die Kindheit. Ich merke auch, wie gut mir die frische Meeresluft und das Wasser dort tut.

Durch Hakan und die Kinder, die Kontakte, Freundschaften und Erlebnisse in Deutschland kam dann mit den Jahren aber auch hier in Aachen das Gefühl auf, Geborgenheit, Sicherheit und Akzeptanz zu erfahren. Ich habe mit den Deutschen generell gute Erfahrungen gemacht, mit den

Arbeitskolleginnen, den Nachbarn, den Eltern in Kindergarten und Schule, und wir haben auch deutsche Freunde gefunden.

Ich sage heute, ich habe eine alte Heimat und eine neue Heimat. Mir sagt ja niemand, dass ich mich entscheiden muss, dass ich mich „verorten“ muss, ich trage Heimatgefühle für beide Orte in mir.

Wann haben Sie den Entschluss gefasst, in Deutschland zu bleiben?

Den Entschluss haben wir konkret und bewusst eigentlich nie gefasst, es hat sich einfach so ergeben. Zu Beginn waren es wirtschaftliche Gründe, die uns hier bleiben ließen. Hier hatten wir Arbeit und konnten die Familien in der Türkei unterstützen, zudem war die wirtschaftliche und politische Situation in der Türkei über viele Jahre hin wenig anziehend.

Als dann die Kinder eines nach dem anderen den Kindergarten und die Schule durchliefen und schließlich ins Berufsleben einstiegen, haben wir nicht mehr an eine Rückkehr gedacht. Wir sind hier in der Nähe unserer Kinder und Enkel, die ich regelmäßig sehen möchte. Wenn wir wollen, können wir die Verwandtschaft in der Türkei besuchen, und in der Regel machen wir das auch einmal im Jahr. Aber jetzt in die Türkei zurückzukehren, das wäre fast ein wenig so wie damals, als ich nach Berlin kam. Ich würde mich ein bisschen fremd fühlen.

Als Murat vor einigen Jahren die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen hat, haben wir auch überlegt, ob wir diesen Schritt tun sollten. Seit der Reform des Staatsbürgerschaftsrechts im Jahre 2000 haben Zuwanderer ja erstmals einen Anspruch darauf, nach einer bestimmten Zeit in Deutschland die Staatsangehörigkeit zu bekommen, wenn sie ohne staatliche Unterstützung für ihr Auskommen sorgen können. Wir erfüllen alle Voraussetzungen, sind lange genug im Land und längst keine Gäste, keine Gastarbeiter mehr und haben unsere Rente mit unserer Arbeit hier selbst erwirtschaftet.

Wir haben aber dann trotzdem davon abgesehen, denn ich finde es nicht nachvollziehbar und auch ein wenig unverschämt, dass ich, nachdem ich mehr als 40 Jahre hier gelebt, meine Kinder geboren und erzogen, hart gearbeitet und Steuern bezahlt habe, für die Einbürgerung 255 Euro

aufbringen und dann noch einen Einbürgerungs- und Sprachtest machen muss. Deshalb haben wir es dann nicht gemacht. Ich muss ja nicht unbedingt den deutschen Pass haben, um mich hier wohlfühlen und hier leben zu können.

Haben Sie bei Ihren Besuchen in der Türkei feststellen können, dass man sich Ihnen als Almancı gegenüber anders verhält als den einheimischen Türken gegenüber? Was verbinden Sie mit dem Begriff Almancı?

Vor allem habe ich bei den Besuchen festgestellt, dass ich mich verändert habe und vieles mit anderen Augen sehe als früher. Wenn wir heute zu Besuch in der Türkei sind, stoßen mir viele Sachen auf, über die ich früher überhaupt nicht nachgedacht habe. Ich entdecke in mir eine deutsche Seite und stelle fest, dass ich im Laufe der vielen Jahre in Deutschland, ohne dass mir das bewusst geworden wäre, Verhaltensweisen, Werte und Ansichten übernommen habe, die in der deutschen Kultur zuhause sind.

Ich merke zum Beispiel, dass mir die türkische Selbstverständlichkeit abhandengekommen ist, bei Leuten unangemeldet vor der Tür zu stehen; dass ich mich in der Türkei darüber ärgern kann, dass Sachen erst morgen und nicht heute erledigt werden, obwohl es heute möglich wäre; dass Probleme nicht angepackt werden, weil nicht offen und geradeheraus gesprochen wird, sondern gern durch die Blume oder gar nicht; oder dass Leute zu spät kommen und das noch nicht einmal ein Problem für sie ist. Manchmal überlege ich dann, ob ich dabei vielleicht nur die Klischees der Deutschen im Kopf habe, aber es ist oft wirklich so.

Ich ärgere mich in der Türkei auch über rücksichtslose Autofahrer und darüber, dass ich ein Verkehrshindernis bin und eine Gefahr im Straßenverkehr darstelle, wenn ich nach dem Umspringen der Ampel auf Rot tatsächlich anhalte, darüber, dass man Regeln bricht, obwohl alle wissen, dass sie sinnvoll sind. Wilde Müllkippen im Naturschutzgebiet stören mich dort, genauso wie Leute, die ihren Müll auf die Straße werfen. Mich befremdet, dass es keine Mülltrennung gibt oder Autobahnen an Meeresküsten entlang gebaut werden. Ich habe einen „deutschen Blick“

bekommen, bin ein bisschen wie die Deutschen geworden, das ging ganz von selbst.

Geht das nur mir so? Viele der türkischen Arbeitsmigranten, vor allem der zweiten und dritten Generation, sind vermutlich deutscher, als sie es wahrhaben wollen. Und das fällt vielleicht auch den Türken in der Türkei auf, wenn die Arbeitsmigranten zu Besuch kommen. Sie spüren, dass die, die gegangen sind, sich verändert haben, dass ihnen manches fremd geworden ist in der alten Heimat, dass sie keine echten Türken mehr sind, sondern eben Almançı, deutsche Türken, Deutschländer. Für mich umschreibt der Begriff die Entfremdung der Arbeitsmigranten von der alten Heimat.

In den frühen Jahren der Arbeitsmigration haben die Daheimgebliebenen noch andere Vorstellungen an den Begriff geknüpft: Zu Besuch kamen - mit Geschenken beladen - noch nicht die Leute, die von anderen Werten und Normen beeinflusst waren, sondern Landsleute, die anscheinend leicht und schnell zu Geld gekommen waren und an deren Wohlstand man teilhaben wollte. Klar, das habe auch ich manchmal gespürt und erlebt bei meinen Besuchen.

Unsere letzte Frage, Frau Güler. Sie tragen kein Kopftuch. Welche Rolle spielt Religion in Ihrem Leben?

Ich habe nie ein Kopftuch getragen. In der Türkei war und ist es verboten, im öffentlichen Dienst ein Kopftuch zu tragen. Das ist schon in den 20er oder 30er Jahren des letzten Jahrhunderts unter dem ersten Präsidenten Mustafa Kemal Atatürk so festgelegt worden. Als Lehrerin wäre ich also mit Kopftuch gar nicht in die Schule gekommen. Ich habe aber auch nie das Bedürfnis dazu gespürt und bin auch nie von jemandem dazu angehalten worden, ein Kopftuch zu tragen. Meine Mutter trug ein Kopftuch, aber eher aus Gewohnheit, Tradition und Schutz vor Umwelteinflüssen. Sie hat mich nie aufgefordert, ein Kopftuch zu tragen, weil im Koran stehe, man solle seine weiblichen Reize bedecken.

Wir sind in unserer Familie aber alle Muslime, unsere Söhne sind beschnitten. Aber zum Koranunterricht haben wir sie nicht geschickt. Sie

sollten Türkisch und Deutsch lernen, da wollten wir sie nicht noch mit dem arabischen Koran belasten. Wir feiern die muslimischen Feste, das Opferfest und das Zuckerfest. Die Feste gehören zu unserer Kultur, so wie hier Weihnachten und Ostern, und diese religiöse Tradition wollten wir in der Familie an die Kinder weitergeben. Auch heute kommen die Kinder und Enkel dann immer noch und feiern mit. Wenn ich mich stark genug fühle, faste ich im Fastenmonat. Hakan fastet, seit er in Rente gegangen ist, und wir spenden für Bedürftige.

Religion sollte die Sache jedes Einzelnen sein, da sollten sich andere nicht einmischen. Ich finde es aber gut, dass jetzt hier in Aachen an der Stolberger Straße ein neuer Moscheekomplex gebaut wird. Fast zwanzig Jahren hat die türkisch-islamische Gemeinde mit der provisorisch in den Räumen einer ehemaligen Tankstelle untergebrachten Moschee gelebt. Das Gebäude war den Bedürfnissen der Gemeinde in keiner Weise angemessen. Gerade an hohen Feiertagen, wenn viele Gläubige zum Gebet kamen, reichte der Platz nicht. Sogar der Vorplatz wurde dann zum Beten genutzt.

Frau Güler, vielen Dank für dieses Gespräch.